1,– DM / Band 10

Neuer Roman

BASTEI

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut

Mörder aus dem Totenreich

JASON DARK

Abgeschlossener Roman Printed in Western Germany



Mörder aus dem Totenreich

Gespenster Krimi Nr. 10

von Jason Dark

erschienen am 16.11.1973

Titelbild von Josep Marti Ripoll

Sinclair Crew

Mörder aus dem Totenreich

Es war ein gespenstisches Bild.

Vier Männer und drei Frauen standen um den Stein. Sie trugen lange, dunkle Umhänge und Masken vor den Gesichtern. Ihre Haltung war steif. Sie erinnerte an Wachsfiguren.

In dem großen Gewölbe brannte kein Licht. Und trotzdem gab es eine Lichtquelle. Den Stein!

Er war quadratisch. Fast so groß wie ein Tisch. Und auch so hoch. Der Stein war von Natur aus dunkel, und doch strahlte er ein inneres Leuchten aus.

Die Luft über dem Stein schien elektrisch geladen zu sein. Sie flimmerte, erhellte schwach die Finsternis.

Niemand wagte zu atmen. Jeder wußte: Der große Augenblick war gekommen.

Wochenlang hatten sich die Männer und Frauen darauf vorbereitet.

Plötzlich drang eine Stimme durch das große Gewölbe. Die Menschen zuckten zusammen. Die Stimme wurde lauter, befehlender. »Ich schicke euch in die Welt. Ihr werdet meine Aufträge ausführen. Ich habe die Macht über euch. Ich, der Herr der Toten.« Die sieben Menschen lauschten atemlos dieser Stimme. Jedes Wort drang tief bis in den letzten Gehirnwinkel. »Der Stein wird euch die Macht geben!« klang die Stimme wieder auf. »Faßt euch an den Händen!«

Die Menschen gehorchten. Sie umklammerten gegenseitig ihre Handgelenke. Die Augen starrten auf den Stein. Der Stein! Er hatte die magische Kraft.

Plötzlich schien es zu brennen. Ein kaltes blaues Feuer legte sich wie ein Ring um den Stein. Loderte auf, warf zuckende Reflexe auf die Kutten der Menschen und verlosch plötzlich von einer Sekunde zur anderen.

»Es war das Höllenfeuer!« klang wieder die Stimme auf. »Von nun an seid ihr dem Teufel verschworen…!«

***

New York!

Es war eine herrliche Sommernacht. Kein Lufthauch regte sich, und selbst die Smogwolke, die immer über der Riesenstadt lag, schien sich verzogen zu haben.

Chester Davies parkte seinen alten Ford am Columbus Circle. Er zog den Zündschlüssel ab und ließ ihn in der Brusttasche seines kurzärmeligen Hemdes verschwinden.

Lilian, seine neueste Errungenschaft, rekelte sich auf dem Beifahrersitz. Dabei rutschte das luftige Minikleid so hoch, daß Chester die Spitze ihres weißen Slips sehen konnte.

Chester hatte Lilian heute erst kennengelernt. In einer kleinen Bar am Broadway. Sie hatten etwas getrunken, und Chester hatte Lilian zu einer Spazierfahrt überreden können. Die Spazierfahrt endete an der Südwestspitze des Central Parks.

»Ist es im Wagen nicht bequemer?« fragte Lilian und schüttelte ihre langen blonden Haare.

Chester grinste. »Aber auf einer Wiese ist es romantischer.«

Lilian zuckte die Schultern. »Okay.« Dann stieg sie aus dem Wagen. Lilian trug keinen BH. Chester Davies sah ihre schweren Brüste bei jedem Schritt wippen. Aufgeregt war er wie seit langem nicht mehr.

Er warf die Wagentür zu und legte seinen Arm um Lilians Taille. Er spürte ihren warmen, geschmeidigen Körper und merkte, daß er langsam verrückt wurde. Seine Hand glitt höher. Lilian lachte leise. »Aber nicht hier.«

»Lange kann ich nicht mehr warten.«

Lilian sah ihn mit einem undefinierbaren Ausdruck in den Augen an. Den beiden begegneten viele Paare. Der Central Park war eben für die New Yorker Bürger immer noch eine lauschige Oase. Trotz Rocker und Höllenengel.

Chester Davies zog Lilian in einen schmalen Seitenweg. Gebüsche säumten zu beiden Seiten den Weg. Ab und zu tauchten Bänke auf, die aber alle belegt waren.

»Pech«, lächelte Lilian kokett.

»Wieso?« Chester Davies schüttelte den Kopf. »Auf einer Bank macht es sowieso keinen Spaß. Ich habe eine andere Idee.«

Er zog Lilian mit nach links und schlug ein paar Zweige zur Seite.

»Aber mein Kleid«, beschwerte sich das Girl.

»Ziehst du gleich sowieso aus.«

»Wüstling.«

Die beiden quälten sich einige Meter durch die Sträucher und gelangten zu einer herrlichen kleinen Wiese.

Mit einem Ruck ließ sich Chester Davies ins Gras fallen. Er ließ Lilian nicht los, und sie fiel auf ihn.

»Chester, ich…«

Mehr konnte sie nicht sagen. Mit einem heißen, fordernden Kuß verschloß ihr Chester Davies den Mund.

Seine rechte Hand fuhr unter ihr kurzes Kleid, faßte nach den prallen Brüsten…

»Nicht, Chester…«, stöhnte Lilian. »Ich ziehe mein Kleid selbst aus. Du machst es mir sonst kaputt.«

»Okay«, knurrte Chester widerwillig. Er setzte sich auf. Lilian lächelte ihn an. Langsam öffnete sie den obersten Knopf. Chester Davies' Wangenmuskeln spielten.

Er hatte das Gefühl, verrückt zu werden.

Der zweite Knopf…

Plötzlich war noch etwas anderes da. Ein Druck, der sich wie ein Reif um Chester Davies Kopf legte.

Wie aus weiter Ferne hörte er die Stimme: »Ihr seid dem Teufel verschworen…« Chester begann zu schwitzen. Er fühlte, wie sich sein Körper zusammenzog.

Entsetzt sah er, daß sich seine Hände verändert hatten, daß sie kleiner geworden waren…

»Chester – was… ist mit dir?« Er hörte Lilians Stimme nur undeutlich.

Chester Davies gab keine Antwort.

Ein Zucken durchlief seinen Körper. Mit dem Rücken warf er sich auf die Wiese, das Weiße quoll aus seinen Augen hervor…

Plötzlich war es wieder da.

Das kalte Feuer.

Das Höllenfeuer!
Es hatte ihn eingeholt. Jetzt mußte er gehorchen. Er mußte dem Herrn der Toten dienen.
Es gab kein Zurück.
Das Feuer wurde stärker, blendete ihn.
Chester Davies sah nicht mehr, daß Lilian aufschreiend weglief, für ihn gab es nur noch dieses kalte blaue Feuer. Chesters Lungen arbeiteten wie Blasebalge. Seine Hände zuckten hin und her, als wollten sie das Feuer greifen.
Und dann wieder die Stimme: »Töte! Töte! Töte!«
»Ja, ich gehorche dir«, keuchte Chester Davies.
Er sah, wie das Feuer Gestalt annahm. Wie eine dämonische Fratze sich herauskristallisierte, wie sich zwei Knochenhände auf ihn niedersenkten…
Und plötzlich war alles vorbei.
Verdammt, wie komme ich hierher?
Chester Davies schüttelte den Kopf.
Da sah er die Maschinenpistole!
Sie lag neben ihm.
Chester packte die Waffe. Ein irres Leuchten trat in seine Augen. Er stand auf.
»Ich werde es ihnen zeigen«, murmelte er, »ich ganz allein. Ich – Babyface Nelson…«
Chester Davies schlich durch das Gebüsch. Er suchte Menschen, Menschen, die er töten konnte.
Das Liebespaar auf der Bank ahnte von nichts.
Chester Davies war noch fünf Schritte entfernt, als er die Waffe hochriß.
Das Krachen drang durch die Nacht. Das Liebespaar stieß noch nicht einmal einen Schrei aus, als die Kugeln trafen.
Chester Davies lachte irr.
Wo waren die nächsten?
Er hastete weiter. Schreie klangen hinter ihm auf. Natürlich war das Schießen gehört worden.
Zwei junge Männer kamen ihm entgegen. Chester Davies schoß noch im Laufen. Die Kugeln fegten die Männer wie welke Blätter zur Seite.
»Ich bin Babyface Nelson!« schrie Chester Davies.
Er rannte weiter.
Polizeipfeifen trillerten.
Befehle wurden durch die Nacht geschrien.
Chester Davies blieb stehen.
Sein Gesicht war nur noch eine Grimasse. Sollten sie doch kommen, die Schweine. Er würde es ihnen zeigen. Mit Babyface Nelson war nicht zu spaßen.

Polizeisirenen heulten. Die langen Lichtfinger der Scheinwerfer fraßen sich durch den Park. Zwei Cops brachen durch die Büsche. Sie und Chester Davies sahen sich fast gleichzeitig. Die Cops rissen ihre Revolver hoch. Zu spät.

Chester Davies hatte schon abgedrückt. Das tödliche Blei warf die Cops wieder zurück ins Gebüsch.

Chester Davies lachte. Denen hatte er es gezeigt.

Ein starker Scheinwerfer blendete ihn plötzlich.

»Geben Sie auf!« schrie eine Stimme.

Chester Davies dachte nicht daran. Er riß seine Waffe hoch…

Mündungsblitze jagten durch die Nacht. Vier Cops schossen gleichzeitig.

Die Kugeln aus ihren automatischen Waffen fraßen sich förmlich in Chester Davies' Körper.

Eine Sekunde später lag der Killer tot auf dem Boden.

Die Cops liefen hin.

Plötzlich riß ein älterer Beamter die Augen auf! »Aber das ist doch – aber das ist doch… Babyface Nelson. Mein Gott, der ist doch längst tot.« Seine Kollegen sahen ihn verständnislos an.

»Spinnst du? Babyface Nel…«, In diesem Augenblick geschah zweierlei. Zuerst gab es einen Blitz. Dann sahen die Cops nur blaue Flämmchen.

Plötzlich stand Babyface Nelsons Leiche in Flammen. Es knisterte. Schwefelgeruch zog in trägen Schleiern durch die Luft, dann war alles vorbei.

Die Leiche war verschwunden. Auch die Maschinenpistole. Auf dem Boden lag nur noch ein Häufchen Asche.

Die Cops sahen sich an. Sie zitterten wie Espenlaub.

»Das war der Teufel«, sagte einer und rannte wie von Furien gehetzt weg…

***

Der Reporter Bill Conolly saß mit maskenhaft starrem Gesicht hinter dem Steuer seines geliehenen Porsche. Gedankenfetzen kreisten durch sein Gehirn. Was er gesehen hatte, war unglaublich. Aber das Geschehen stand schwarz auf weiß auf seinem Film.

Er, Bill Conolly, hatte eine Leiche fotografiert, die sich Sekunden später auflöste.

Unglaublich.

Und doch wahr.

Bill Conolly war Engländer. Er hielt sich in New York auf, um für seine Zeitung eine Bildreportage zu machen. Er war in dieser Nacht unterwegs gewesen, damit seine Leser New York auch einmal von seiner romantischen Seite kennenlernen konnten. Deshalb der

Spaziergang durch den Central Park.

Bill Conolly scheuchte seinen Porsche den Broadway hinunter. Er wohnte im Claridge Hotel, direkt am Times Square.

Wenige Minuten später fuhr er auf den hoteleigenen Parkplatz, schwang sich aus dem Wagen und rannte in sein Zimmer. Der Nachtportier sah ihm nur kopfschüttelnd nach.

Bill Conolly hatte seine Miniaturdunkelkammer im Koffer. Er ging ins Bad und packte die Sachen aus.

Er nahm den Film aus der Kassette, entwickelte ihn, fixierte ihn dann, wusch ihn ab und ließ ihn trocknen.

Nach einer halben Stunde war Bill fertig.

Er ging mit den Bildern in den Livingroom.

Die ersten Aufnahmen waren uninteressant. Sie zeigten nur Sehenswürdigkeiten von New York. Doch dann kam es.

Bill Conolly holte sich eine Lupe. Er beugte sich über das Bild und sah jede Einzelheit haargenau.

Tatsächlich. Es gab keinen Zweifel.

Bill Conolly hatte den Mörder fotografiert. Es war eine gestochen scharfe Aufnahme.

Jede Linie im Gesicht des Killers war zu erkennen. Der Mann hatte ein noch junges Gesicht. Fast ein Kindergesicht. Er war auch nicht sehr groß.

Bill dachte nach. Dann sah er sich das Gesicht noch einmal an.

Kein Zweifel, er kannte es. Dieser Mann war Babyface Nelson, ein brutaler Killer! Bill Conolly merkte, wie seine Hände alterten. Denn Babyface Nelson war schon über 40 Jahre tot…

***

Am anderen Morgen überschlugen sich die Zeitungen.

Amokläufer im Central Park! Sechs Tote! Killer verschwunden! Schläft die Polizei?

So und ähnlich lauteten die Schlagzeilen.

Bill Conolly las die Zeitungen beim Frühstück. Er hatte in der Nacht so gut wie gar nicht geschlafen. Immer wieder mußte er an das Bild denken. Sicher, er würde zur Polizei gehen. Die Frage war nur, würde man ihm glauben?

Bill leerte mit einem Zug seine Kaffeetasse. Zwei Minuten später saß er in dem Leihwagen.

Den Weg zum Headquarter der City Police kannte er. Ein Sergeant brachte ihn zu Captain Murdock, dem Leiter der Fahndung.

Der Captain hatte die Figur eines Kleiderschranks. Er zog die buschigen Augenbrauen zusammen, als sich Bill Conolly vorstellte.

»Reporter?« fragte der Captain drohend.

Bill verzog das Gesicht. »Ja, ich habe eine Aussage über den

Amokläufer zu machen.«
»Da bin ich aber gespannt.«
Bill zog das Foto aus der Tasche und legte es auf den Schreibtisch.
»Das ist der Killer«, erklärte er.
Captain Murdock sah sich das Bild an. Als er wieder hochblickte, hatte sein Gesicht die Farbe einer überreifen Tomate.
»Wollen Sie mich auf den Arm nehmen?« schrie er Bill Conolly an. »Das ist Babyface Nelson. Und der ist schon lange tot.«
»Ich weiß«, erwiderte Bill.
»Na und?«
»Trotzdem ist er der Mörder.«
Captain Murdock holte tief Luft.
»Wenn Sie nicht in einer Minute verschwunden sind, Conolly…«
»Stop!« Die Stimme des Reporters klang schneidend. »Jetzt will ich Ihnen mal was erzählen…« Bill Conolly berichtete.
Murdocks Gesicht verdüsterte sich mehr und mehr. Dann nickte er schließlich. »Ja, Asche haben wir gefunden. Auch schon analysiert. Die Laborhengste sagen, es ist tatsächlich Menschenasche. Trotzdem, ich nehme Ihnen die Geschichte nicht ab, mein Lieber.«
Bill zuckte die Schultern. »Ich kann es Ihnen noch nicht einmal verdenken, Captain. Ich hätte an Ihrer Stelle wahrscheinlich genauso gehandelt. Doch ich muß immer wieder sagen, was ich Ihnen erzählt habe, stimmt.«
Der Captain grinste verunglückt. »In Ihrer Fantasie vielleicht.«
»Gegenfrage, Captain. Welche Spuren haben Sie?«
»Keine. Aber verdammt, warum erzähle ich Ihnen das alles?«
»Vielleicht glauben Sie mir doch.«
»Quatsch. Ich gebe Ihnen einen guten Rat, Conolly. Falls Sie noch in New York bleiben wollen, machen Sie Aufnahmen vom Empire State Building oder was weiß ich. Wir bekommen den Mörder auch ohne Ihre werte Mithilfe.«
»Das bezweifle ich«, sagte Bill Conolly.
Der Sergeant, der Bill vorhin gebracht hatte, trat ins Büro.
»Da ist eine junge Dame, die Sie sprechen will, Captain«, meldete er.
»Und worum geht es.«
»Das will Sie nur Ihnen sagen.«
»Okay, dann lassen Sie sie rein, Sergeant…«
Der Sergeant wandte sich ab. An der Tür erreicht ihn Captain Murdocks Stimme.
»Wie heißt die Dame?«
»Lilian Webster.«
Captain Murdock zuckte die Schultern. »Nie gehört, den Namen.« Der Sergeant stand noch immer unschlüssig an der Tür. Schließlich sagte der Captain: »Machen Sie schon, Sergeant.«

Wenig später stand Lilian Webster im Büro. Sie machte einen nervösen, gehetzten Eindruck.

Captain Murdock bot ihr den Besucherstuhl an.

Lilian Webster setzte sich auf die äußerste Kante. Aufgeregt knetete sie ihre Hände.

Lilian Webster war etwa zweiundzwanzig. Sie hatte langes blondes Haar und große, dunkelblaue Augen. Sie trug ein zerknittertes Sommerkleid, das wohlgeformte Beine freigab. Die Füße hatte sie in einfache Sandalen geschoben.

»Womit können wir Ihnen helfen, Miß Webster?« fragte Captain Murdock.

Lilian Webster sah die beiden Männer unentschlossen an. Bill Conolly lächelte ihr aufmunternd zu.

Schließlich nickte Lilian. »Vielleicht ist es nur Einbildung, was ich Ihnen zu berichten habe, aber…«

»Keine Angst, wir glauben Ihnen«, sagte Murdock.

Lilian lächelte scheu. »Ich habe ihn gestern abend kennengelernt.«

»Wen?« wollte Murdock wissen.

»Chester Davies. In einer kleinen Bar am Broadway. Wir haben getanzt, geflirtet und sind anschließend…« Lilian Webster stockte. »Wir fanden uns eben sympathisch und sind zum Central Park gefahren. Wir sind spazierengegangen und haben uns auf eine Wiese gelegt.«

Lilian Webster bekam einen roten Kopf.

»Weiter«, drängte der Captain, »was geschah dann?«

»Nun – das Übliche.« Lilian Webster sprach sehr leise. »Doch bevor es soweit war, passierte dieses Schreckliche.«

Lilian stockte.

»Was passierte, Miß Webster?« fragte Captain Murdock gespannt.

»Chester… Er – er veränderte sich plötzlich.«

»Genauer, Miß Webster.«

»Er wurde plötzlich ein anderer.« Die letzten Worte schrie Lilian hinaus.

»Und was geschah dann? Was haben Sie getan, Miß Webster?«

Das Girl hob den Kopf. Tränen liefen an ihren Wangen herab und hinterließen – vermischt mit Wimperntusche – schwarze Streifen. »Ich – ich bin gerannt, Captain. Ich konnte es nicht mehr aushalten. Ich wußte, etwas Schreckliches ist geschehen. Und dann las ich heute morgen die Zeitungen. Dieser Amokläufer. Es – es… kann nur Chester Davies gewesen sein.«

Captain Murdock stieß scharf die Luft aus. »Ihre Geschichte klingt etwas unwahrscheinlich, Miß Webster, das müssen Sie doch zugeben, nicht wahr?«

Bill Conolly schüttelte den Kopf. Zum Teufel, dieser Captain war aber

auch stur. Er mußte doch die Fakten sehen.
»Erzählen Sie mir etwas von Chester Davies, Miß Webster«, sagte Captain Murdock.
»Ich weiß noch nicht einmal, ob Chester Davies sein richtiger Name war«, erwiderte Lilian Webster leise, »ich weiß nur, daß er hier in New York wohnte.«
»Das ist natürlich mager«, stellte Captain Murdock fest. »Hat dieser Davies nichts von sich erzählt? Was er beruflich macht, ob er verheiratet war – oder von seinen Hobbys?«
Lilian Webster schüttelte den Kopf.
»Ja, zum Teufel, worüber haben Sie sich denn unterhalten?«.
Lilian wurde wieder rot. »Wir haben miteinander getanzt, das sagte ich Ihnen schon. Und, mein Gott, wir fanden uns eben sympathisch. Da redet man nicht viel.«
Bill Conolly mußte grinsen. Er hatte solche Situationen schon mehr als einmal erlebt.
»Weit kommen wir damit auch nicht«, knurrte der Captain. »Bliebe immer noch die Frage, wo dieser Kerl sich versteckt hat?«
»Er existiert nicht mehr«, sagte Bill Conolly.
»Ach, hören Sie doch mit dem Quatsch auf. Normalerweise hätten Sie schon längst draußen sein müssen.« Captain Murdock regte sich mal wieder auf.
»Was meinen Sie damit, er existiert nicht mehr?« erkundigte sich Lilian Webster erregt.
Murdock warf Conolly einen warnenden Blick zu. Bill lächelte. »Nichts, Miß Webster. Es war nur so dahergesagt.«
Lilian nickte. »Mir ist noch etwas eingefallen«, sagte sie plötzlich.
»Ja?« Die beiden Männer waren ganz Ohr.
»Wir haben vom Urlaub gesprochen, und Chester erzählte mir, daß er für zwei Monate in Mexiko war. Es soll dort sehr schön sein.«
»Das wird uns wohl auch nicht weiterhelfen«, sagte Murdock. Der Captain erhob sich. »Sie müssen Ihre Aussage noch zu Protokoll geben, Miß.«
»Dann werde ich mich auch empfehlen«, sagte Bill Conolly.
»Hoffentlich«, knurrte der Captain. »Ich will mit dem ganzen Dreck nichts mehr zu tun haben. Ich gebe den Fall ab. An den FBI. Sollen die sich damit rumschlagen.«

***

Um es vorwegzunehmen. Auch der FBI fand keine Spur. Alle Nachforschungen verliefen im Sande. Der Amokläufer wurde nicht gefaßt.
Nach zwei Wochen geriet der Fall in Vergessenheit. Die Zeitungen hatten brennendere, aktuellere Themen. Die Akte Chester Davies

wanderte als unerledigt ins Archiv.

Und doch geschah zwei Monate später etwas, was den Fall Chester Davies wieder aufrollte…

***

Reglos starrte der Herr der Toten auf den Stein. Nur ab und zu zuckten seine strichdünnen Lippen. Dann drangen unverständliche Beschwörungsformeln aus seinem Mund.

Der Herr der Toten befand sich allein in dem riesigen Gewölbe. Es war fast stockdunkel. Eine kleine Pechfackel erhellte den Stein und die nähere Umgebung nur spärlich.

Immer und immer wieder murmelte der Herr der Toten Beschwörungsformeln.

Doch der Stein schwieg.

Er stand da wie eine Drohung aus vergangenen Zeiten, wo noch Götter und Dämonen die Erde bevölkert haben sollen. Ja, dieser Stein hatte seine Geschichte. Er hatte früher, so sagte es die Sage, den Göttern als Altar gedient. Man sagt, die dunkle Farbe wäre durch das Blut der Menschen entstanden, die hier geopfert worden sind. Und eines Tages hätte einer der Götter den Stein verflucht. Dieser Fluch hatte sich über Tausende von Jahren gehalten, so erzählen es die alten Geschichten. Die Bewohner der umliegenden Dörfer glaubten fest daran. Eine Geschichte ging von Mund zu Mund. Der Stein soll schon in der Hölle gewesen sein. Doch der Teufel hätte ihn wieder ausgespuckt.

Plötzlich begann die Luft um den Stein herum zu flimmern.

Der Herr der Toten wich zurück. Sein Gesicht hatte sich verzerrt.

Es war gelungen! Er spürte es! Sein Experiment war geglückt. Jetzt konnte er das Schicksal der Menschen bestimmen.

Das bläuliche Flimmern verdichtete sich, wurde stärker, nahm Gestalt an…

Eine gequälte Stimme erscholl irgendwo aus dem Raum.

Der Herr der Toten schrie auf. Unaufhörlich murmelte er teuflische Beschwörungsformeln. Er hatte die Hände erhoben. Die Krallenfinger deuteten auf den Stein.

Der Stein schien sich aufzubäumen. Das Licht wurde greller.

Und dann wieder dieser gequälte Schrei. Diesmal jedoch lauter, deutlicher.

»Lilian…« Wie ein letzter, verwehender Hauch drang die Stimme durch das Gewölbe.

Plötzlich schwebte die Gestalt über dem Stein. Der Herr der Toten konnte haargenau die Konturen erkennen. Sie wurden stärker, wurden zu Fleisch und Blut…

Es war ein Mensch! Aus dem Nichts gekommen!

Es war Chester Davies!
Er lag plötzlich auf dem Stein. Das blaue kalte Feuer hüllte ihn ein.
Ein irres Gelächter jagte durch das Gewölbe. Der Herr der Toten hatte es ausgestoßen.
Langsam ging er auf Chester Davies zu. Er zog ihn von dem Stein. Er hatte es geschafft. Er, der Herr der Toten. Nun lag alle Macht in seinen Händen.
Chester Davies war erst der Anfang…

***

Wer in Hollywood etwas auf sich hält, wohnt in Beverly Hills.
So auch Viola Wayne Sie besaß einen Traumbungalow am Hang mit Panoramablick. Viola Wayne war zweimal geschieden, augenblicklich wieder auf Männerjagd und außerdem Star einer TV-Serie. Sie besaß viel Geld und warf es auch mit vollen Händen zum Fenster raus.
Berühmt waren Viola Waynes Partys. Erstens wegen des kalten Büfetts und zweitens wegen der Textilfreiheit. Es gab weibliche Gäste, die schon oben ohne ankamen.
Der erste Juli war ein Sonntag und wieder einer dieser Tage, die sich Viola Wayne für ihre Partys ausgesucht hatte.
Viola Wayne zählte nicht mehr zu den Jüngsten. Sie hatte die 30 schon hinter sich gelassen, wollte es sich selbst allerdings nicht eingestehen.
»Sie sehen wieder bezaubernd aus«, sagte ein berühmter Regisseur, als er den Bungalow betrat, und küßte Viola galant die Hand. Bei diesem faden Kompliment konnte er sich ein Grinsen allerdings nicht verkneifen.
Viola schluckte den Honig und schüttelte ihre violettgefärbten Haare. Sie trug eine weitgeschnittene Bluse und einen BH, der ihre Oberweite ein wenig liftete. An ihrem Gesicht hatte ein Maskenbildner im Schweiße seines Angesichtes zwei Stunden gearbeitet.
»Tanzt, Freunde«, rief die schöne Viola und hüpfte in den Garten.
Hier hatte man das kalte Büfett aufgebaut. Wie die Geier grapschten die Partygäste nach den kulinarischen Köstlichkeiten.
Unter einer Piniengruppe hockte eine Vier-Mann-Band und spielte die neuesten Hits.
»Hervorragend«, jaulte ein älterer Star und wischte sich über die dicken Lippen. »Deine Partys sind doch die besten, Viola.«
Und Viola freute sich. Sie schenkte dem Knaben einen Kuß.
Nachdem man sich die Mägen vollgeschlagen hatte, wurde getrunken und getanzt.
Natürlich war Viola am begehrtesten, dafür bezahlte man schließlich kein Eintrittsgeld.
Die Musiker kamen ins Schwitzen und auch die Gäste. Schon flogen

die ersten ins Wasser. Natürlich textilfrei.

Jeder hatte seinen Spaß.

Doch niemand ahnte, daß sich dieser Spaß eine Stunde später in namenloses Grauen umwandeln würde…

Die Zeit verging wie im Flug.

»Jetzt mußt du springen, Viola«, rief jemand, der gerade aus dem herzförmigen Becken stieg.

Viola zierte sich. Doch zwei aufgeblasene Muskelmänner kannten keinen Pardon.

Sie faßten sie unter die Achseln, kümmerten sich nicht um ihr Quieken, hoben sie hoch, schwangen zweimal hin und her, und dann lag Viola im Pool.

Die Gäste grölten. Sie hatten ihren Spaß.

Viola Wayne kam prustend hoch. Sie sah die lachenden, geröteten Gesichter der Menschen am Beckenrand, legte sich auf den Rücken, um noch einige Runden zu schwimmen.

Platsch. Da flog schon der nächste ins Wasser. Dicht vor Violas Kopf sank er in die Tiefe. Der Knabe hatte noch sein Dinnerjackett an, allerdings fehlte ihm die Hose.

Viola wollte zu ihm schwimmen, als er auftauchte, doch eine unsichtbare Macht hinderte sie daran.

Viola Wayne spürte, daß ihre Glieder schwer wurden, schwer wie Blei. Sie konnte gerade noch den Beckenrand erreichen.

Ächzend zog sie sich hoch.

»Ist dir nicht gut, Viola?« Besorgte Stimmen klangen auf.

Viola Wayne lächelte verkrampft.

»Nur eine kleine Schwäche. Ich gehe mal kurz rein. Will mich erfrischen.«

Ihr fiel nicht auf, wie sinnlos diese Worte waren, denn sie kam ja gerade aus dem Pool.

In ihrem Zimmer ließ sie sich aufs Bett fallen.

Kälteschauer jagten über ihren Rücken. Dicker, klebriger Schweiß bildete sich.

Viola Wayne röchelte. Die Luft wurde ihr knapp. Wild bäumte sie sich auf.

Ihr Blick fiel zufällig in den großen Wandspiegel.

Viola Wayne erschrak. Ihr Gesicht. Mein Gott, es hatte sich verändert. War grau und faltig geworden. Und dann ihr Körper. Er schrumpfte zusammen, wurde kleiner, gedrungener.

Plötzlich sah sie es.

Das kalte blaue Feuer.

Es schien im Zimmer zu schweben, kam ihr entgegen. Eine häßliche Fratze schälte sich heraus.

Und dann die Stimme: »Ihr seid dem Teufel verschworen!«

Die Stimme dröhnte in Viola Waynes Ohren, machte sie verrückt.
»Ja, ja«, keuchte sie, »ich gehorche.« Das Feuer wurde stärker, umflimmerte Violas Körper, schien in ihren letzten Nerv zu dringen…
Und dann war alles vorbei.
Viola Wayne atmete stoßweise. Nur allmählich konnte sie wieder klare Gedanken fassen. Doch es waren böse Gedanken. Mordgedanken.
Violas Blick irrte durch das Zimmer, blieb an der Frisierkommode hängen und saugte sich an dem Gegenstand fest, der aus dem Nichts gekommen war.
Ein Messer!
Ein böses Lächeln lag um Violas Lippen, als sie aufstand und das Messer packte.
Sie hatte sich völlig verändert. Aus der jungen Frau war ein Untier geworden, das nichts als morden wollte.
Strähniges graues Haar hing wirr bis in das runzelige Gesicht. Die kleinen Augen waren schwarz und blickten drohend.
Viola Wayne leckte sich die blutleeren Lippen. Sie wollte morden. Sie spürte den inneren Trieb.
Geräuschlos öffnete sie die Schlafzimmertür.
Die erste, die ihr entgegenkam, war eine junge Kollegin, die wohl zur Toilette wollte und noch ein halbvolles Champagnerglas in der Hand hielt.
»Hey, Franken – Franken… dingsda«, kicherte die Angesäuselte und schien sich köstlich zu amüsieren.
Da stach Viola Wayne zu. Zweimal.
Mit einem grenzenlos erstaunten Blick sank das junge Girl zu Boden. Das Glas zerbrach klirrend. Blut färbte den hellen Teppichboden dunkel.
Viola Wayne hastete weiter. Der Blutrausch hatte Sie gepackt.
Sie lief durch den Livingroom, auf die Terrasse, in den Garten.
Zuerst bemerkte sie niemand.
Bis plötzlich ein spitzer Schrei erklang.
Viola Wayne brüllte unmenschlich auf. Dann stach sie zu.
Die Gäste liefen schreiend auseinander, flüchteten in panischem Entsetzen.
Zwei Schwerverletzte blieben liegen.
Viola Wayne hetzte weiter. Sie sah alles wie durch einen blutroten Schleier.
Gräßliche Laute drangen aus ihrer Kehle. Niemand griff sie an. Die sonst so mutigen Leinwandhelden nahmen allesamt die Beine in die Hand.
Zum Glück alarmierte jemand die Polizei.
Viola Wayne rannte hinter einem Musiker her. Der Mann floh vor ihr in höchster Panik.

Er übersah einen Stuhl.
Schreiend landete er auf dem Boden.
Schon war Viola Wayne bei ihm. Speichel lief ihr aus dem halboffenen Mund, als sie das Messer zum tödlichen Stoß hob.
In einem Anfall von Selbsterhaltung rollte sich der Musiker zur Seite.
Der Messerstoß ging fehl.
Viola Wayne grunzte auf.
Als sie zum zweitenmal zustechen wollte, hatte der Musiker seine Panik überwunden.
Er packte den Stuhl an der Lehne und schleuderte ihn der Frau gegen den Leib.
Sie taumelte zurück. Der Musiker rannte weg.
Polizeisirenen ertönten.
Nur noch Viola Wayne und die beiden Verletzten befanden sich in dem herrlichen Garten.
Wild blickte sich Viola Wayne um. Ihr Atem rasselte. Sie suchte neue Opfer.
Vier Cops stürmten das Grundstück. Mit gezogenen Pistolen.
Viola Wayne rannte ihnen entgegen. Das Messer hielt sie stoßbereit.
»Stehenbleiben!« schrie ein Sergeant.
Viola Wayne lief weiter.
Der Sergeant sah dieses Untier wie in Großaufnahme auf sich zustürmen. Der plötzliche Schock lähmte ihn förmlich.
»Schieß doch!« brüllte einer seiner Kollegen.
Der Sergeant riß die Waffe hoch.
Zu spät. Viola Wayne war schon da. Dicht neben dem Herzen wurde er von dem Messer getroffen.
Peitschende Schüsse zerrissen die Stille.
Der Sergeant und Viola Wayne brachen gleichzeitig zusammen.
Mit entsetzten Gesichtern rannten die Cops zu ihrem Kollegen. Doch plötzlich blieben sie stehen – wie vor eine Wand gelaufen.
Die Mörderin. Sie war nicht mehr da. Von einer Sekunde zur anderen. Sie und auch das Messer hatten sich aufgelöst. Zurück war ein Haufen Asche geblieben.
Die Cops bekamen eine Gänsehaut. Sie waren bleich wie Bettlaken. Sie hatten das Grauen gesehen…

***

Noch in der gleichen Nacht ging es rund. Fernschreiber und Telefone spielten verrückt. Die Leitungen zwischen Los Angeles und New York schienen zu platzen. Erst der Amoklauf an der Ostküste und jetzt das gleiche an der Westküste.
Was war los? Wie war das möglich?
Eine Sonderkommission wurde gebildet. FBI und CIA arbeiteten

Hand in Hand.
Das Ergebnis war gleich Null.
Man erinnerte sich wieder an Bill Conolly, den Reporter. Zum Glück hielt er sich noch in den Staaten auf.
Ein gewisser Colonel Saunders vom CIA hatte die Leitung der Abwehrmaßnahmen. Zu ihm wurde Bill Conolly beordert.
Die beiden sprachen den Fall noch einmal durch. Auch Bill Conollys Aufnahme spielte eine große Rolle. Man holte Babyface Nelsons uralten Steckbrief aus den Akten, verglich die Bilder…
Colonel Saunders schüttelte nur den Kopf. »Ich kann es nicht glauben. Eine Übereinstimmung wie bei eineiigen Zwillingen. Vielleicht waren es sogar Zwillinge?«
Bill Conolly gestattete sich ein Lächeln.
Colonel Saunders winkte ab. »Vergessen Sie den Käse, den ich gerade gesagt habe. Aber verdammt, ich bin mit meiner Weisheit am Ende. Haben Sie eine Idee oder einen Vorschlag, Mr. Conolly?«
Der Reporter sah Colonel Saunders nachdenklich an. »Ja, ich hätte eine Idee.«
»Dann heraus mit der Sprache.«
»Ich habe einen Freund, der ist ebenso Polizist wie Sie, Colonel. Nur hat er noch ein Spezialgebiet. Parapsychologie. Er ist einer der besten Männer, die ich kenne.«
Der Colonel rutschte auf seinem Stuhl herum. »Lassen Sie sich die Würmer doch nicht einzeln aus der Nase ziehen. Wie heißt dieser Mann?«
»John Sinclair…«

***

John Sinclair hatte für heute die Nase voll. Der Tag war verdammt heiß gewesen.
Besonders stickig war die Luft in den Büros von New Scotland Yard. Natürlich gab es keine Klimaanlagen. Der Staat war eben sparsam.
John hatte den ganzen Tag Akten aufgearbeitet und Unmengen von Mineralwasser getrunken.
Da er Junggeselle war, ging er nach Feierabend in seine Stammkneipe.
Es war ein kleiner Laden mit einer Holztheke und einem Hinterzimmer, in dem man Billard spielen konnte.
John klemmte sich an den umlagerten Tresen und bestellte sich ein Bier.
Das Bier tat gut. John diskutierte mit seinen Bekannten über Fußball, und der dicke Wirt gab ihm einige Tips über die neuesten Pferderennen.
John trank noch drei Glas Bier und machte sich dann auf den

Heimweg. Zu Fuß. Er wohnte nicht weit von Scotland Yard weg. Manchmal ein Nachteil.

John Sinclair war fast 1,90 m groß, hatte dunkelblondes Haar, eine gute, sportliche Figur und stahlblaue Augen. Auf seinem Gesicht lag meistens ein etwas spöttisches Grinsen, das angeboren schien.

John Sinclair beherrschte alle herkömmlichen Kampfsportarten und war auch perfekt im Umgang mit Schußwaffen. Außerdem hatte er ein Studium der Kriminologie und Psychologie hinter sich. Besonders die Parapsychologie hatte ihn sehr interessiert.

Deshalb war er auch einer der wenigen Menschen, die auf Fälle angesetzt wurden, die den normalen Rahmen sprengten. Es waren meistens Aufgaben, die in den Bereich der Tiefenpsychologie fielen.

John ging durch den kleinen Park, um den Weg abzukürzen. Es dämmerte schon.

Spaziergänger kreuzten seinen Weg, und auf den Bänken saßen Liebespaare.

John Sinclair betrat einen kleinen Seitenweg, der zu beiden Seiten von dichten Büschen flankiert wurde. Er war hier der einzige Spaziergänger.

John wohnte in einem modernen Apartmenthaus. Er hatte kaum die Eingangshalle betreten, als jemand seinen Namen rief.

John Sinclair wandte sich um und sah einen leger gekleideten schwarzhaarigen Burschen auf sich zukommen.

»Bill Conolly, du altes Haus«, rief John erfreut. »Teufel, was treibt dich denn zu mir?«

»Erstens der Durst und zweitens… Na, das erzähle ich dir, wenn wir oben sind.«

»Wunderbar, an mir soll’s nicht liegen.«

Die beiden Männer zischten mit dem Lift in die achte Etage.

Johns Apartment war gemütlich und mit allem Komfort ausgestattet.

Natürlich hatte der Whisky die richtige Temperatur, und Bier stand im Kühlschrank.

Die beiden Männer setzten sich auf Johns rauchfarbene Ledergarnitur und nahmen erst mal einen Schluck.

John Sinclair kam sofort zur Sache. »Erzähl«, forderte er seinen Freund auf.

Bill Conolly ließ sich nicht nötigen. Er berichtete knapp und präzise von den Vorfällen in den Staaten.

John Sinclair hörte aufmerksam zu. Je mehr Bill erzählte, um so nachdenklicher wurde das Gesicht des Scotland Yard Beamten.

»Jetzt weißt du alles«, sagte Bill Conolly zum Schluß.

John nickte. »Du wirst es kaum glauben, Bill, aber ich habe schon von den Vorfällen gehört. Allerdings geht uns die Sache nichts an.«

»Noch nicht, John. Soviel ich allerdings weiß, will Colonel Saunders

offiziell Scotland Yard einschalten. Und dann hängst du sowieso mit drin. Ich bin praktisch nur eine Art Vorbote.«

John grinste. »Wie ich dich kenne, hast du dich bestimmt schon dick reingehängt.«

»Man muß doch irgendwie leben. Außerdem wittere ich eine sagenhafte Story.«

»Wieviel weißt du?« fragte John Sinclair seinen Freund.

»Eigentlich nicht mehr als die Polizei.«

»Wieso – eigentlich?«

Bill zuckte die Schultern und nahm noch einen Schluck Whisky. »Ich habe wohl mehr Fantasie. Ich habe da meine eigenen Recherchen angestellt und mich mit Chester Davies und Viola Wayne genau beschäftigt.«

»Was ist dabei herausgekommen?«

»Nicht viel. Nur, daß diese beiden im Frühjahr zusammen in Mexiko waren.«

John horchte auf! »Und wo da genau?«

»Auf der Halbinsel Yukatan. Den Ort habe ich leider vergessen. Ich habe ihn aber aufgeschrieben.«

»Das ist immerhin eine Spur«, gab John zu.

»Oder Zufall«, hielt ihm Bill entgegen.

»Vielleicht. Wir werden es herausfinden.«

Bill grinste verschmitzt. »Ich habe übrigens noch etwas herausgefunden!«

»So?«

»Den Namen der Reisegesellschaft, bei der die beiden gebucht hatten. Die Trans World. Sie hat eine Filiale in London.«

»Alle Achtung.« John klopfte seinem Freund auf die Schulter. »Hätte nie gedacht, daß du es mal zu was bringst.«

»Keine Komplimente. Ich kann dich ja nicht allein in den Fall stolpern lassen.« Bill Conolly trank sein Glas leer. »So«, sagte er, »und jetzt nehmen wir noch einen kleinen Schluck zum Abschluß.«

»Wogegen nichts einzuwenden wäre«, erwiderte John Sinclair.

***

Am nächsten Tag hatte John den Auftrag tatsächlich am Hals. Sein Chef, Superintendent Powell, hatte ihm die Unterlagen von FBI und CIA auf den Schreibtisch geknallt.

Nach zweistündigem Aktenstudium rauchte John Sinclair der Kopf. Zum Glück kam Bill Conolly angetrabt. »Na«, rief er, »hatte ich recht?«

»Du hattest«, gab John zurück, »und ich habe jetzt den Ärger.«

»Wieso? Macht Dir Dein Job keinen Spaß mehr?«

»Wenn ich an meinen letzten Fall denke mit den lebenden Leichen, nicht mehr«, erwiderte John. »Aber was will man machen.«

John Sinclair klappte die Akte zu und schlüpfte in sein leichtes Jackett.

»Dann werden wir uns mal das Reisebüro aus der Nähe ansehen«, sagte er.

»Ich bin mit von der Partie«, freute sich Bill Conolly.

Das Reisebüro lag in der Nähe des Trafalgar Square. John quälte seinen Dienst-Morris durch den starken Londoner Morgenverkehr. Einen Parkplatz fanden sie drei Straßen weiter.

Die Trans-World-Reisegesellschaft hatte ihr Domizil im Erdgeschoß eines Geschäftshauses. Drei mit Plakaten vollgeklebte Schaufensterscheiben priesen günstige Fahrten in alle Welt an.

Im Innern des Ladens war es kühl. Eine Klimaanlage sorgte für angenehme Temperaturen.

Hinter einer mit Prospekten vollgeladenen Theke hantierten drei Girls.

John Sinclair schnappte sich die nächstbeste, eine Platinblonde mit Goldrandbrille.

Er zeigte ihr seinen Ausweis, und die Perle machte große Augen.

»Worum geht's denn Sir?« fragte sie stockend.

»Wir möchten gern die Namen der Passagiere haben, die im Frühjahr nach Mexiko geflogen sind. Sehen Sie bitte in Ihren Listen nach.«

»Einen Augenblick, Sir. Wenn Sie Platz nehmen wollen.«

John und Bill setzten sich. Der Augenblick dauerte fast 20 Minuten. Dann kam die Blonde mit drei Schnellheftern zurück.

»Das war alles, was ich finden konnte, Gentlemen. Ich hoffe, Sie sind zufrieden.«

»Vielen Dank«, sagte John Sinclair.

Er und Bill teilten sich die Arbeit. Jeder nahm sich eine Mappe vor.

Bill Conolly hatte Glück.

»Ich hab's, John«, rief er plötzlich. »Hier, sieh mal!«

John Sinclair beugte sich interessiert näher. Er zählte Namen. Namen von Menschen, die alle eine Reise nach Mexiko gebucht hatten. Nur gut, daß jede Filiale der Trans World Abzüge von diesen Listen bekam.

John las Namen wie Viola Wayne und Chester Davies. Menschen, die aus Europa sowie aus den Staaten kamen. Plötzlich stutzte John Sinclair.

»Das ist ja interessant«, murmelte er.

»Was?« wollte Bill Conolly wissen.

»Hier, ließ mal.«

»Kenneth Hawk, London. Woolwich Road 5«, buchstabierte er.

Bill sah John an. »Teufel, das ist ja gar nicht mal weit von hier.«

»Eben. Ein Besuch lohnt sich.«

John sagte der Blonden noch, daß er die eine Liste behalten würde, und dann schwangen sich die beiden wieder in den Morris.

Bill Conolly zündete sich nervös eine Zigarette an. »Das nenne ich Glück«, freute er sich.

»Abwarten«, sagte John.

Sie fuhren etwa eine halbe Stunde. Dann hatten sie den Vorort Woolwich erreicht. Die Woolwich Road war natürlich die Hauptstraße.

Haus Nummer 5 war noch ein altes, graues Steingebäude aus der guten alten Zeit. Die Fassade war schon abgeblättert, und der Regen hatte Rillen ausgewaschen.

Zum Glück gab es eine Klingel.

Kenneth Hawk wohnte im ersten Stock.

John Sinclair schellte.

Keine Reaktion. Der Mann war wohl nicht zu Hause. Klar, um diese Zeit arbeitet ja auch jeder normale Mensch.

Beim dritten und letzten Klingeln öffnete unten die Nachbarin das Fenster.

»Mr. Hawk ist nicht da«, keifte sie böse, »merken Sie das denn nicht?«

John setzte ein freundliches Lächeln auf und erkundigte sich nach Hawks Arbeitsstelle.

»Bei ‘ner Versicherung«, knurrte die Nachbarin. »Eastern Insurance. Hier bei der Filiale. Sie können zu Fuß hingehen.«

John und Bill bedankten sich höflich.

Die Nachbarin starrte den beiden noch lange nach. »Die waren bestimmt vom Yard«, murmelte sie. »Ob Hawk was ausgefressen hat?«

Die Eastern Insurance hatte die ersten beiden Etagen in einem Wohnhaus gemietet.

Beim Portier erkundigte sich John nach Kenneth Hawk.

»Mr. Hawk ist in einer Besprechung, soviel ich weiß. Wenn sich die Gentlemen einen Augenblick gedulden wollen.«

Sie wollten. Es blieb ihnen nichts anderes übrig.

»Ist dein Job immer so langweilig?« fragte Bill Conolly.

»Manchmal«, sagte John.

Sie brauchten nur zehn Minuten zu warten, dann winkte ihnen der Portier zu.

»Mr. Hawk hat jetzt Zeit. Bitte, gehen Sie nach oben. Erste Etage. Zimmer 12.«

Die Tür zu Zimmer 12 war weiß lackiert und besaß eine Milchglasscheibe.

John klopfte.

»Come in.«

Die beiden betraten ein unpersönlich wirkendes Büro, in dem ein Schreibtisch und drei Stühle standen.

Hinter dem Schreibtisch erhob sich ein spindeldürrer Kerl mit

schütterem blonden Haar und dicker Hornbrille.
»Was kann ich für Sie tun, Gentlemen?«
John zückte seinen Dienstausweis.
»Scotland Yard?« hauchte Hawk.
»Keine Angst, Mr. Hawk. Wir wollen Sie nicht einsperren«, beruhigte John den Mann.
»Wir haben nur einige Fragen, die Ihre Reise nach Mexiko betreffen.«
Hawks Augenlider unter der Brille zuckten. Ein krampfhaftes Lächeln verzerrte seine Mundwinkel. Der Mann hatte etwas zu verbergen.
John Sinclair und Bill Conolly nahmen auf harten Stühlen Platz. John musterte Kenneth Hawk prüfend. Auf der Stirn des Mannes bildete sich dicker Schweiß.
»Sie waren verhältnismäßig lange in Mexiko«, begann John Sinclair, »genau zwei Monate. Weshalb? Lag irgendein besonderer Grund vor?«
»Weshalb fragen Sie, Inspektor?« Hawk leckte sich nervös die strichdünnen Lippen. »Ich habe eine Informationsreise gemacht.«
»Wohin genau?«
»Auf die Halbinsel Yukatan. Unser Hotel lag in Merida, der Hauptstadt. Wir haben von dort eine Exkursion ins Inland unternommen.«
»Alle Mitglieder der Reisegesellschaft?«
Kenneth Hawk zögerte mit der Antwort. »Nein. Wir waren sieben. Vier Männer und drei Frauen. Wir interessierten uns besonders für die alten, längst vergessenen Kulturen der Mayas.«
»Sie haben also Fundstätten und Tempel besichtigt«, stellte John fest.
»Ja.«
»Sind Sie in der Zwischenzeit in Ihr Hotel zurückgekehrt, Mr. Hawk?«
»Nein. Die Exkursion dauerte etwa vier Wochen.«
»Hatten Sie einen Führer?«
»Ja.«
»Wie hieß er?«
»Zum Teufel, Inspektor. Warum wollen Sie das alles wissen? Ist es ein Verbrechen, in Mexiko Urlaub zu machen?«
John Sinclair lächelte. »Natürlich nicht, Mr. Hawk. Allerdings könnte Ihr Urlaub mit einem Verbrechen in Verbindung stehen. Erzählen Sie jetzt genau, was sich in den vier Wochen abgespielt hat. Versuchen Sie sich an jede Kleinigkeit zu erinnern. Mag sie Ihnen noch so unbedeutend erscheinen.«
Hawk schluckte. Ruckartig nahm er seine Brille ab. Er stierte John Sinclair an. Aus dicken, hervorquellenden Augen.
Bill Conolly stieß John in die Seite. »Da passiert gleich etwas«, flüsterte er.
Kenneth Hawk stöhnte plötzlich auf. Sein Körper begann zu zucken.
»Ahhh«, keuchte er. »Das Feuer. Es kommt. Das Feuer kommt!«

John Sinclair und Bill Conolly sprangen hoch.
Jetzt sahen sie es auch. Über Hawks Kopf schien die Luft mit Strom geladen zu sein.
Ein knisternder, funkensprühender Ring von blauer Farbe schwebte durch den Raum und senkte sich auf Kenneth Hawk nieder…

***

Das blaue Licht wurde stärker, greller.
John und Bill schlossen geblendet die Augen.
Sie hörten Kenneth Hawk stöhnen. Dann ertönte eine Stimme: »Ihr seid dem Teufel verschworen.«
John riß die Augen auf. Er konnte es einfach nicht mehr aushalten.
Kenneth Hawk saß immer noch vor seinem Schreibtisch und wand sich in Krämpfen.
Das blaue Licht hatte ihn völlig eingehüllt.
Unwillkürlich wich John Sinclair zurück. Er sah Hawks Körper nur noch verschwommen.
Hawk stöhnte. »Das Höllenfeuer!« ächzte er. »Es frißt mich. Neiiiin…«
John Sinclair hielt es nicht mehr aus. Mit einem gewaltigen Satz sprang er auf Kenneth Hawk zu.
Der Schlag traf ihn mit elementarer Wucht und warf ihn zurück. John prallte auf den Boden. Seine Glieder schienen gelähmt zu sein. Es kostete ihn unsagbare Kraft, den Kopf zu heben. Er sah, daß sich auch Bill Conolly am Boden wand, und er sah Kenneth Hawk, dessen Körper sich plötzlich verwandelte.
Hawks Gesicht wurde breiter. Die Augen quollen aus den Höhlen. Die Nase veränderte sich und wurde dicker. Hawks Körper schrumpfte zusammen, starke Muskeln drohten fast die Jacke zu sprengen.
Aus Hawks Mund drangen gräßliche Schreie. John, von dem elektrischen Schlag noch immer paralysiert, sah alles wie in Zeitlupe.
Das kalte Feuer wurde stärker, verdichtete sich. Ein Gegenstand fiel dumpf auf den Schreibtisch.
Eine Axt!
Kenneth Hawk sah die Axt. Seine Finger schlossen sich wie Klauen um den Griff. Ein irres Lachen drang aus seinem Mund.
»Mr. Hawk!« rief draußen eine Frauenstimme. »Ist was passiert?«
Draußen bleiben! wollte John noch schreien, doch da war es zu spät.
Ein blondes Wesen betrat das Büro, ging ein paar Schritte auf Hawks Schreibtisch zu, stutzte plötzlich und begann zu schreien.
Hawk holte aus und schlug zu.
Die junge Frau brach zusammen.
Hawk kicherte wie irr und kam hinter seinem Schreibtisch hervor.
John Sinclair lag noch immer auf dem Boden und konnte sich nicht

rühren.

Das Grauen hatte ihn gepackt.

Kenneth Hawk kam näher. Er hielt die Waffe mit beiden Händen fest. Sein Gesicht, das nichts Menschliches mehr an sich hatte, war John Sinclair zugewandt.

Kenneth Hawk wankte näher.

Todesangst erfaßte John Sinclair.

Im gleichen Augenblick, als Hawk zuschlagen wollte, flog ein Körper durch die Luft.

Bill Conolly. Bills Fäuste trafen Hawk in den Rücken.

Der Irre taumelte. Der Axthieb zerschnitt nur die Luft.

Mit einem gräßlichen Knurren kreiselte Hawk herum. Er sah Bill Conolly am Boden hocken und schlug zu.

Daneben.

Conolly hatte sich zur Seite geworfen.

Hawk knurrte. Gehetzt blickte er sich um. Er wollte töten, doch er traf auf Widerstand.

Damit hatte er nicht gerechnet.

Hawk ließ Bill Conolly in Ruhe. Auch für John interessierte er sich nicht mehr.

Der Mörder hastete zur Tür, riß sie auf und war blitzschnell verschwunden.

»Bill«, keuchte John Sinclair, »halt ihn auf. Das gibt eine Katastrophe.«

Bill Conolly war schon draußen.

Plötzlich spürte John Sinclair, daß wieder Kraft in seinen Körper strömte.

Er quälte sich auf die Beine und taumelte auf den Gang.

Angstschreie drangen an seine Ohren. Sie kamen aus einem Nebenraum.

Türen wurden aufgerissen. Menschen strömten in den Flur.

»Bleiben Sie zurück!« schrie John Sinclair und hastete in das Büro, in dem die Panik herrschte.

Kenneth Hawk wütete wie ein Berserker.

Drei Girls waren schreiend in eine Ecke geflüchtet. Hawk stapfte auf sie zu, die Axt zum tödlichen Hieb bereit.

Und Bill Conolly?

Er lag verletzt auf dem Boden.

John sah alles in Bruchteilen von Sekunden.

»John«, stöhnte Bill.

John Sinclair riß Kenneth Hawk an der Schulter zurück. Ehe der Mörder überhaupt reagieren konnte, schmetterte ihm John die Faust ins Gesicht. Hawk flog zurück. Die verdammte Axt ließ er nicht los.

Die Girls begannen zu kreischen. »Verschwindet!« schrie John ihnen

zu. Dann kümmerte er sich um Kenneth Hawk. Der hatte sich wieder fangen können und griff John Sinclair an.

John tauchte unter dem ersten Axthieb weg. Zu einem zweiten Schlag kam Hawk nicht mehr, denn Johns Handkante krachte gegen seinen Arm.

Schreiend ließ Hawk die Waffe fallen. John Sinclair zog seine Rechte aus der Hüfte hoch. Sie explodierte mit einer ungeheuren Wucht an Hawks Kinn.

Der Mörder flog durch das halbe Büro und krachte mit dem Hinterkopf gegen die Wand. John Sinclair atmete aus.

Er sah den reglosen Kenneth Hawk in der Ecke liegen und bückte sich nach der Axt.

In diesem Moment geschah das Unwahrscheinliche. Vor den Augen vieler Zeugen lösten sich die Axt und auch Kenneth Hawk auf.

Die Menschen, die dem Schauspiel zugesehen hatten, stöhnten auf.

Auch John Sinclair lief eine Gänsehaut über den Rücken.

»Der Teufel ist zurückgekommen«, sagte ein älterer Mann und rannte schreiend davon.

Die anderen Zeugen folgten ihm.

Erst jetzt konnte sich John Sinclair um seinen Freund Bill kümmern.

Bill grinste ihm verzerrt entgegen. »Scheißspiel«, knurrte der hartgesottene Reporter.

»Dieser Wahnsinnige hat mit seiner Axt wahrhaftig meinen Arm gestreift. Ich könnte mir ein Loch in den Bauch ärgern.«

»Sei froh, daß es nur das ist«, sagte John und ging zum Telefon, um die Mordkommission zu alarmieren.

Dann steckte er sich erst mal eine Zigarette an. Er schob Bill ebenfalls ein Stäbchen zwischen die Lippen.

Polizei und Ambulanz trafen vorher ein. Ein Mitarbeiter der Versicherung hatte sie alarmiert.

Dann kam die Mordkommission.

John kannte den Inspektor. Er hieß Hagerty und war ein unscheinbarer Typ, der jedoch durch Zähigkeit und Verbissenheit manchen Erfolg errungen hatte.

John erklärte die Lage.

Hagerty zog an seiner Pfeife. »Wenn ich Sie nicht so genau kennen würde, Sinclair, würde ich sagen, Sie spinnen. Aber so? Übrigens ist das Mädchen tot. Und dieses Untier, das das getan hat, ist plötzlich verschwunden. Von einer Sekunde zur anderen hat es sich in Luft aufgelöst. Verstehe das, wer will. Ich jedenfalls nicht.«

John Sinclair atmete tief aus. »Sicher, Hagerty, ich kann Sie begreifen. Aber dieser Mord ist nicht ein üblicher Fall. Wir haben es hier mit Dingen zu tun wie Seelenwanderung und Materialisation. Und dahinter steckt eine Kraft, die alles lenkt. Zum Bösen lenkt.«

Hagerty sah John Sinclair mit offenem Mund an. »Wissen Sie überhaupt, was Sie da reden, lieber Kollege?«

John klopfte Hagerty auf die Schulter. »Schon gut, mein Freund.«

Bill Conolly kam wieder. Er hatte sich unten im Krankenwagen verbinden lassen.

»Bin fast wieder voll da, John«, grinste er. »Wir werden den Teufel schon aus der Hölle locken.«

In diesem Moment kam Hagertys Assistent von der Zeugenvernehmung zurück. Er war blaß im Gesicht und mußte laufend schlucken.

»Es stimmt, Sir«, sagte er.

»Was, zum Teufel?« knurrte Hagerty ungehalten.

»Der Mörder hat sich aufgelöst. Die Zeugen haben es bestätigt.«

»Ja, seid ihr denn alle verrückt?« schrie Hagerty plötzlich.

»Moment«, mischte sich John Sinclair ein. »Was die Zeugen gesehen haben, stimmt. Ich habe Ihnen das gleiche gesagt. Der Mörder hat sich aufgelöst. Sie können nur noch seine Asche untersuchen.«

Hagerty schüttelte den Kopf. »Können Sie mir vielleicht eine Erklärung geben, Sinclair. Normalerweise löst sich doch kein Mensch auf.«

»Ein Mensch nicht, lieber Kollege. Dieser Mörder ist normalerweise schon einige Jahre tot.«

Das war zuviel für den guten Inspektor. Er ließ sich einfach auf den nächstbesten Stuhl fallen und stöhnte. »Jetzt brauche ich einen Whisky.«

Er trank nicht nur einen, sondern vier. Auch Polizeibeamte sind eben nur Menschen.

***

Ein strahlend blauer Himmel spannte sich über Merida, der Hauptstadt der mexikanischen Halbinsel Yukatan.

Die Chartermaschine der Trans-World Reisegesellschaft landete sicher auf der spiegelglatten Rollbahn.

Die Reisenden verließen das Flugzeug, passierten die Zoll- und die Paßkontrolle und wurden mit Bussen in ihre Hotels gefahren.

Es war früher Nachmittag und drückend heiß. Zum Glück besaßen alle Zimmer Klimaanlage. Dusche und Bad waren ebenfalls vorhanden.

»Ich bitte Sie, in einer Stunde in die Hotelhalle zu kommen«, sagte der Reiseleiter. »Ich habe Ihnen noch einige Informationen mitzuteilen.«

Gloria Simpson und Jane Corby hatten ein Doppelzimmer. Die beiden Girls waren 23 Jahre alt, schon seit zehn Jahren befreundet und arbeiteten in der gleichen Firma. Für diesen Urlaub hatten sie drei Jahre gespart, Jane Corby hatte kurzgeschnittenes rotes Haar und eine

Unmenge von Sommersprossen über ihrer kecken Nase. Sie war für eine Frau ziemlich klein, doch mit ihrer Figur hätte sie manche Filmschauspielerin ausstechen können.

Gloria Simpson war eine herbe Schönheit. Sie besaß einen knabenhaften Körper mit kleinen, festen Brüsten, und langen, wohlgeformten Beinen. Das dunkelblonde Haar trug sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden.

»Ich gehe schon unter die Dusche, Gloria«, rief Jane Corby und schlüpfte aus ihrer Hose. Danach folgten Pulli und Slip, und wenig später stand sie schon unter den erfrischenden Wasserstrahlen.

Jane packte inzwischen die Koffer aus. Unter ihrem Gepäck befanden sich auch drei dicke Wälzer über die Kultur der Mayas. Jane und Gloria waren wißbegierig. Sie wollten an einer Exkursen in den Urwald teilnehmen, um alte Tempel und Kulturstätten kennenzulernen.

Zehn Minuten später sprang auch Gloria Simpson unter die Dusche.

Nachdem sie fertig war, schlüpfte sie in Shorts und Pullover.

Jane saß auf der Bettkante und las in einem der Wälzer.

»Hör mal zu, Gloria«, sagte sie aufgeregt. »Hier steht etwas von einem verfallenen Tempel, in dem vor Jahrtausenden der Herr der Toten gewohnt haben soll. Unheimlich, nicht?«

»So heißt es in der Legende«, sagte Gloria und schüttelte ihr langes blondes Haar.

»Trotzdem, ein komisches Gefühl ist es schon. Stell dir mal vor, wir betreten diesen Tempel. Der Herr der Toten, wie sich das schon anhört. Und plötzlich steht dieser Götze vor uns. Schrecklich, findest du nicht auch?« Janes Stimme hatte bei den letzten Worten düster und unheimlich geklungen. Sie bekam selbst eine Gänsehaut und schüttelte sich.

Gloria lachte. »Du mit deinen Spinnereien. Am besten, du gehst nach unserer Rückkehr in einen Spiritistenklub. Vielleicht lernst du dort die Toten kennen.«

»Damit sollte man nicht scherzen, Jane.«

»Schon gut. Aber jetzt wird’s Zeit. Sonst kommen wir noch zu spät zu unserem lieben Reiseleiter. Und der ist ganz scharf auf dich. Der hat dich doch mit den Augen fast ausgezogen.«

Jane winkte ab. »Da würde ich lieber Jungfrau bleiben, als mit dem nur eine Nacht zu schlafen.«

Gloria lachte. Dann gingen die beiden Girls nach unten. Es wurde wirklich Zeit. Sie waren fast die letzten.

Der Reiseleiter, er hieß Ramon Menderez, stand in der Mitte der Halle.

Wieder spürte Jane Corby seinen stechenden Blick. Verlegen blickte sie zur Seite.

Ramon Menderez hielt eine Rede. Er erzählte erst das übliche Blabla und kam nach einer Viertelstunde zum Kern der Sache.

»Wer von Ihnen möchte an der Exkursion zu den Tempelstätten teilnehmen?«

Fast wie auf Kommando stiegen 20 Finger in die Höhe.

Menderez winkte lächelnd ab. »Wir werden natürlich nicht in Hotels schlafen, sondern im Freien kampieren. Die Reise wird, und ich übertreibe nicht, sehr beschwerlich werden. Es sollten an und für sich nur Personen mitmachen, die echtes Interesse haben. Ich frage jetzt noch einmal. Wer möchte mitfahren?«

Jetzt waren es nur noch fünf Finger, die in die Höhe zeigten. Drei Männer und zwei Frauen.

Ramon Menderez spreizte sich wie ein Pfau. Dann fragte er spöttisch: »Ich hoffe, Sie haben es sich ganz genau überlegt, Miß Corby. Für Miß Simpson gilt das gleiche.«

»Sicher, Mr. Menderez«, erwiderte Jane. »Ob Sie es glauben oder nicht, wir haben uns sogar darauf vorbereitet.«

Menderez deutete eine Verbeugung an. »Dann will ich nichts gesagt haben. Ich wünsche Ihnen noch einen angenehmen Urlaub. Die fünf Herrschaften, die sich für die Reise angemeldet haben, möchte ich doch bitten, für einen Augenblick mitzukommen.«

Menderez führte sie in das Hotelbüro. Die Männer, die mitwollten, waren um die Vierzig und machten einen gesunden, sportlichen Eindruck.

Ramon Menderez ließ sich die Namen der Teilnehmer geben. Auf Jane Corby verweilte sein stechender, unangenehmer Blick etwas länger.

»Sie haben wirklich keine Angst?«

»Nein, Mr. Menderez. Meine Freundin und ich haben keine Angst. Überhaupt, was soll die Frage?«

Menderez schmale Lippen verzogen sich zu einem Grinsen. »Es wird ein gefährlicher Weg werden. Durch heißen Dschungel und über sonnendurchglühte Felsen.«

Jane zuckte die Schultern. »Damit haben wir gerechnet. Außerdem haben wir ja einen Führer.«

»Ja, mich«, sagte Ramon Menderez.

Jane zuckte zusammen. Damit hatte sie nicht gerechnet.

»Sollen wir abspringen?« flüsterte ihr Gloria ins Ohr.

Jane schüttelte den Kopf. Nein, feige war sie nicht. Außerdem wußte sie sich ihrer Haut zu wehren.

Jane Corby sah immer noch Ramon Menderez an. Dann sagte sie leise, so daß nur er es hören konnte: »Ich gebe Ihnen einen guten Rat. Versuchen Sie es bei mir erst gar nicht.«

Ramon Menderez verbeugte sich galant. »Ich werde das natürlich

respektieren«, sagte er.

Für Jane kam dieser Gesinnungsumschwung ein wenig zu plötzlich. Bestimmt hatte dieser Bursche etwas vor.

»Wir fahren in genau fünf Tagen ab«, sagte Menderez. »Bis dahin erholen Sie sich noch. Ich bedanke mich. Genaue Informationen, was Kleidung und Gepäck angeht, bekommen Sie noch.«

Damit waren sie entlassen.

Als Ramon Menderez allein war, verzerrte sich sein Gesicht zu einer Grimasse.

»Fünf neue Opfer«, flüsterte er. »Fünf Opfer für den Herrn der Toten…«

***

Zwei Tage lang war bei Scotland Yard der Teufel los. John Sinclair kam kaum zur Ruhe. Eine Konferenz jagte die andere. Und immer wieder mußte er seine Vorstellung von dem Fall wiederholen.

Bill Conolly hatte seine Verletzung gut überstanden. Er brannte darauf, etwas zu erleben.

Am Abend des zweiten Tages hatte John Sinclair endlich freie Bahn. Seine Vorgesetzten hatten seinen Vorschlägen zugestimmt. John Sinclair sollte nach Mexiko fliegen und den Fall dort aufrollen.

Als er gegen neun Uhr abends in seine Wohnung zurückkam, saß Bill Conolly schon auf der Couch.

»Alles klar?« fragte er.

John nickte grinsend. »Wir fliegen morgen abend.«

»Wunderbar. Ich bin auch wieder fit. Was kann uns noch passieren?«

John Sinclair sah den Freund nachdenklich an. »Ich weiß nicht, Bill. Ich habe ein verdammt komisches Gefühl. Hinter diesem Fall steckt mehr, als wir ahnen. Verlaß dich drauf. Und ich möchte dich noch einmal darauf hinweisen, daß du auf eigene Gefahr mitfliegst.«

»Bin ich ein Baby?«

»Das nicht. Aber ich werde für diesen Job bezahlt. Ich habe nur wenige Freunde, Bill. Und die, möchte ich behalten.«

»Danke für die Fürsorge«, grinste Bill Conolly, »aber so leicht kriegt man mich nicht hinüber. Ich habe schließlich schon manche Sache gedreht.«

»Ja, das waren normale Fälle. Aber hier haben wir es mit Phänomenen zu tun, die es gar nicht geben darf. Bill, wir kämpfen hier gegen Mörder aus dem Totenreich. Menschen, die schon längst tot sind. Verstehst du das?«

Bill Conolly nickte nur. Er konnte nicht verhindern, daß ihm die eiskalte Gänsehaut den Rücken herunterlief…

***

Der Wecker schrillte um fünf Uhr morgens. Jane Corby und Gloria

Simpson fuhren aus tiefem Schlaf hoch.
»Das war vorerst der letzte Tag im gemütlichen Bett«, murmelte Jane und ging ins Bad.
In zwei Stunden sollte die Reise beginnen. Das kleine Gepäck war schon verstaut, und Tropenkleidung lag bereit.
Nach einer halben Stunde waren die Girls fertig. Jede trug eine derbe Leinenhose und ein Khakihemd. Die Tropenhelme hatten sie sich unter den Arm geklemmt.
Unten wartete ein reichhaltiges Frühstück. Die drei Männer waren schon da. Auch Ramon Menderez hockte am Tisch. Sein lüsterner Blick streifte die beiden Girls.
Die Mädchen ließen es sich schmecken.
Die Reiseroute lag längst fest. Mit dem Flugzeug ging es bis Tekax. Dieser Ort war praktisch der letzte Vorposten der Zivilisation. Von dort fuhren sie dann mit Jeeps bis in das Innere des Landes weiter. Die letzte Strecke mußten sie zu Fuß gehen.
Die drei Männer, die noch mitfuhren, hießen Walter Neumann, ein Deutscher, Jack Bancroft, Engländer, und Jim Donovan, Amerikaner. Es waren alles ruhige, verläßliche Typen, die sich wirklich nur für die Kultur der Mayas interessierten.
Nach dem Frühstück bat Ramon Menderez um einen Augenblick Gehör. »Es fahren noch zwei Gentlemen mit«, sagte er. »Es hat sich gestern erst entschieden. Die beiden«, Menderez blickte auf seine Uhr, »müssen jeden Moment hier eintreffen. Sie kommen direkt aus Europa.«
»Ist ihnen aber verdammt spät eingefallen«, knurrte Walter Neumann, der weißblonde Deutsche.
Ramon Menderez zuckte mit den Schultern. »Normalerweise sind wir immer sieben Personen. Bei fünf Leuten rentiert sich die Reise kaum noch.«
Menderez grinste verzerrt. Anscheinend wußte er, wie komisch diese Ausrede klang.
Jack Bancroft zog gelassen an seiner Pfeife. »Was sind das denn für Landsleute?« erkundigte er sich.
»Engländer«, klärte ihn Menderez auf.
»Wunderbar«, freute sich Bancroft.
»Hoffentlich sind die beiden nicht so trocken wie Sie«, grinste Jim Donovan. »Ich suche immer noch Partner für eine anständige Pokerpartie.«
»Poker können Sie zu Hause spielen«, sagte Walter Neumann. »Ich für meinen Teil…«
In diesem Augenblick öffnete sich die Tür des Frühstücksraumes. Zwei Männer kamen herein. Sie waren fast gleich groß und braun gebrannt. Sie machten einen lässigen und doch weltmännischen

Eindruck, trotz der Tropenkleidung, die sie trugen.
»Mein Name ist John Sinclair«, sagte der Blonde. »Und das ist mein Freund Bill Conolly.«
Die anderen stellten sich ebenfalls vor und murmelten ihr: »Angenehm!«
Jane Corby konnte ihren Blick nicht von Bill Conolly wenden. Sie hatte sich von einem Augenblick zum anderen in ihn verliebt.
Ramon Menderez, der das bemerkte, kniff die Lippen zusammen, und ein böses Lächeln umspielte seine Mundwinkel.
Man diskutierte noch eine halbe Stunde, dann wurde es Zeit zur Abfahrt.
Ein Bus brachte die Gruppe zum Flughafen. Dort wartete bereits eine zweimotorige DC 6 zum Weitertransport.
In dem Flugzeug saß man wie in einer Ölsardinenbüchse. John und Bill setzten sich nebeneinander. Vor ihnen hatten die beiden Girls Platz genommen.
»Darf man fragen, wie zwei junge Damen wie sie an solch eine Tour kommen?« erkundigte sich John Sinclair lächelnd.
Die beiden wandten den Kopf. »Abenteuerlust«, erwiderte Gloria Simpson.
Und ihre Freundin sagte: »Ist mal was anderes. Sonst liegt man immer nur am Strand und läßt den lieben Gott einen guten Mann sein. Nein, wir wollen mal richtig was erleben.«
»Hat man Sie denn auf die Gefahren aufmerksam gemacht?« wollte Bill wissen.
Jane Corby kniff schelmisch ein Auge zu. »Wir haben ja immerhin fünf Beschützer. Und zur Not wissen wir uns auch noch selbst zu helfen.«
»Dann kann eigentlich nichts mehr schiefgehen«, lachte John Sinclair.
In Wirklichkeit war ihm gar nicht lächerlich zumute. Sollte sich wirklich herausstellen, daß diese Exkursionen etwas mit den geheimnisvollen Verbrechen zu tun hatten, sah es für die Girls nicht sehr günstig aus.
Knatternd liefen die Motoren der DC 6 an. Schaukelnd setzte sich die Luftkutsche in Bewegung. Der Lärm war infernalisch, so daß man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte.
Doch nach und nach gewöhnte man sich an den Krach. Nach einer Stunde landete die Maschine in Tekax.
Der Flughafen bestand nur aus einer Sandrollbahn und vier Wellblechschuppen. Nach wie vor brannte die Sonne gnadenlos vom Himmel.
Die sieben Passagiere sprangen nach draußen. Zuerst schluckten sie Staub, der von den Propellern aufgewirbelt wurde.

Dann gingen sie in eine der Wellblechbuden. Hier war es noch schlimmer als draußen.

Die Luft war stickig und schwül, und es roch nach Männerschweiß. Die Ausdünstung konnte nur von dem fetten, glatzköpfigen Kerl stammen, der hinter einem wackeligen Schreibtisch hockte.

Ramon Menderez sprach einige Worte mit dem Dicken. Der breitete nur die Hände aus und schnatterte drauflos.

Plötzlich bekam Menderez einen Anfall. Er schrie den Dicken an. Dieser schrie zurück.

Dann schrie wieder Menderez. Es war ein Theater ohnegleichen.

»Worum geht es überhaupt«, wandte sich Jane Corby flüsternd an John Sinclair.

»Soviel ich mitbekommen habe, sind die versprochenen Jeeps noch nicht da. Jetzt regt sich Menderez natürlich auf.«

Zehn Minuten später wußten alle genau Bescheid. Sie waren wieder nach draußen gegangen, und Ramon Menderez setzte zu einer großen Erklärung an.

»Die Jeeps werden erst morgen kommen«, sagte er. »Man hat hier geschlafen. Wir müssen noch eine Nacht in Tekax bleiben.«

»Und wo?« fragte Bill Conolly.

»Es gibt hier drei Hotels. Wir haben natürlich das beste ausgesucht«, erwiderte Menderez schleimig.

»Das wird auch nur ‘ne Wanzenbude sein«, meinte Bill Conolly.

»Take it easy«, sagte der Engländer trocken.

Taxis gab es natürlich keine. Man ging zu Fuß in die Stadt. Ramon Menderez meckerte noch immer. Es würde wohl noch etwas dauern, bis er sich beruhigt hatte.

»Ich glaube, er zieht nur ‘ne Schau ab«, sagte Bill Conolly plötzlich. »Schätze, das war alles geplant.«

»Das nehme ich auch an«, erwiderte John leise. »Bin gespannt, welche Überraschungen uns erwarten.«

Die erste Überraschung war Tekax selbst. Die Stadt bestand fast nur aus sandfarbenen Adobebauten, vor denen in Ponchos eingewickelte Indios saßen und unter ihren breitkrempigen Strohhüten die Fremden anstarrten.

Die Frauen, die oft Körbe oder Tonkrüge auf den Köpfen trugen, blickten meistens scheu und verlegen.

Die Hauptstraße des Ortes war etwas besser. Hier gab es einige Geschäfte, und es waren sogar Autos – meistens ältere Jahrgänge – zu sehen.

Das Hotel selbst war auch eine angenehme Überraschung. In dem breiten Vorgarten wogten Palmen, und eine Treppe führte zum Eingang hoch.

Der Besitzer oder Geschäftsführer erwartete die Gruppe bereits. Er

stand auf der obersten Treppenstufe und hielt eine kurze Rede. Er lobte sein Haus in allen Tönen, und man bekam den Verdacht, daß das Hilton nur eine billige Hütte dagegen war.

Indios kümmerten sich um das Gepäck und brachten es auf die Zimmer.

Die Räume waren klein und relativ sauber. Über jedem Bett hing ein Moskitonetz.

Fließendes Wasser gab es nicht, dafür aber einen wackligen Kleiderschrank.

»Die Kosten für diese Übernachtung trägt natürlich die Reisegesellschaft«, sagte Ramon Menderez noch und verabschiedete sich bis zum Abendessen.

»Möchte nur wissen, was da wieder hintersteckt«, sagte Bill Conolly, ließ sich auf die quietschende Matratze fallen und klemmte sich einen Glimmstengel zwischen die Lippen.

»Das werden wir auch noch rauskriegen«, erwiderte John. »Sicherheitshalber werde ich auf Vorrat schlafen. Man kann nie wissen.«

»Gute Idee«, sagte Bill Conolly, drückte seine Zigarette aus und schloß die Augen.

***

Das Abendessen wurde im Restaurant – wie der Name großspurig sagte – eingenommen.

Es gab Chili con carne, einen höllisch scharfen mexikanischen Bohneneintopf. Dazu wurde Tequila getrunken.

John Sinclair und Bill Conolly saßen mit Jane Corby und Gloria Simpson an einem Tisch.

Den beiden Girls schmeckte es. Nur ab und zu warfen sie einen scheuen Blick zu Ramon Menderez hinüber, der sie unentwegt beobachtete.

»Ein widerlicher Kerl, dieser Menderez«, sagte Jane Corby plötzlich. »Ich habe das Gefühl, mit dem werden wir noch was erleben.«

»Wie kommen Sie darauf?« fragte John und pickte sich ein Stück Hühnerfleisch aus dem Eintopf.

»Ich weiß auch nicht recht«, sagte Jane. »Erstens seine Blicke. Der sieht uns an wie Opfer, die zur Schlachtbank geführt werden. Und dann hat er sich mit ein paar Typen getroffen, denen ich nicht im Dunkeln begegnen möchte.«

John wurde hellhörig. »Wann war denn das?«

»Heute nachmittag. Kurz nach unserer Ankunft. Ich ging noch mal runter in die Halle, da sah ich ihn mit zwei Einheimischen im Gespräch. Menderez redete ununterbrochen auf sie ein.«

»Haben Sie verstanden, was er sagte?«

»Nein. Ich habe mich hinter einem Pfeiler versteckt. Menderez brauchte mich nicht unbedingt zu sehen. Die beiden Kerle sind dann weggegangen. Ich habe beobachtet, wie sie in einen Jeep gestiegen sind.«

John legte nachdenklich sein Besteck zur Seite. Verdammt, das sah nach Ärger aus. Bill Conolly stieß ihn unter dem Tisch an. Auch er hatte Lunte gerochen.

»Was halten Sie denn von der Sache, Mr. Sinclair?« fragte Gloria Simpson.

»Vielleicht spielt Ihnen Ihre Phantasie einen Streich«, lächelte John. »Dieses Gespräch kann durchaus harmlos gewesen sein. Bestimmt hat Menderez die beiden weggeschickt, um die Jeeps zu besorgen.«

Damit gaben sich die Girls dann auch zufrieden. Sie saßen noch etwa zwei Stunden zusammen, aber draußen, vor dem Hotel, in dem kleinen Vorgarten.

Es war ein herrlicher Abend. Ein dunkelblauer Samthimmel spannte sich über dem Land, und leichter Wind fächerte durch die Palmen. Gitarrenklänge drangen herüber, nur ab und zu unterbrochen von der klagenden Melodie einer Flöte.

Gegen 22 Uhr machten sie Schluß. John und Bill verabschiedeten sich von den beiden Girls und gingen auf ihr Zimmer.

John hatte kaum die alte Petroleumfunzel angesteckt, da zuckte er zusammen. Man hatte ihr Gepäck durchwühlt!

»Verdammt!« knurrte Bill Conolly und deutete auf die am Boden liegenden Sachen.

»Menderez?«

»Schätze ich auch. Er hat sich ja früh genug verabschiedet. Bill, diese Nacht ist für uns noch nicht zu Ende. Ich werde dem guten Ramon mal auf die Füße treten.«

»Ich gehe mit.«

»Nein, Bill. Paß du auf die Mädchen auf. Ich nehme nämlich die Geschichte mit den beiden Indios verdammt ernst.« John Sinclair bückte sich und holte eine Taschenlampe aus seinem Gepäck. Er öffnete die rauhe Holztür und sagte nur:

»Bis nachher.«

Der Gang war dunkel. John ließ kurz die Taschenlampe aufblitzen. Ungeziefer kroch erschreckt an den Wänden hoch. John grinste und ging weiter.

Er kam an dem Zimmer der Mädchen vorbei, blieb kurz stehen und horchte.

Nichts.

Beruhigt ging John weiter.

Er hatte sich gemerkt, wo Ramon Menderez schlief. Es war das letzte Zimmer auf dem Flur.

John legte sein Ohr an die Türfüllung und lauschte. Leises Gemurmel war zu hören.

John biß sich auf die Lippen. Zu dumm, daß er nichts verstehen konnte.

Vielleicht vom Fenster an der Rückseite?

John schlich nach unten.

In der Halle mußte er sich blitzschnell verstecken, als ihm der Geschäftsführer über den Weg lief.

Die Eingangstür war nicht verschlossen. Sie schwang knarrend im Nachtwind.

John huschte nach draußen. Er sprang die Treppen hinunter und versteckte sich im Vorgarten.

Er lauschte. Niemand verfolgte ihn, niemand war zu sehen. Nur die Geräusche der Nacht umfingen ihn.

John Sinclair umrundete das Hotel. Dann schaltete er kurz seine Taschenlampe ein. Ein Grinsen huschte über sein Gesicht, als er die Kisten sah. Es wäre nämlich sonst ein Problem gewesen, in die erste Etage zu gelangen, denn die Rückwand des Hotels war glatt wie Beton.

Vorsichtig holte John Kiste für Kiste und stapelte sie aufeinander. Mit geschickten Bewegungen kletterte er auf die oberste Kiste, ohne daß der Stapel umfiel. Jetzt konnte er mit beiden Händen das Gitter des kleinen Balkons erreichen. Jedes Zimmer besaß einen solchen Balkon.

John Sinclair zog sich mit einem Klimmzug hoch. Dann schwang er sich elegant über das Gitter und stand wenig später vor der Balkontür. Sie war nur angelehnt.

John ging in die Hocke und lauschte.

Ein seltsames Pfeifen drang an sein Ohr.

John schob die Gardine ein winziges Stück zur Seite und peilte ins Zimmer.

Er sah ein rotes Licht glühen und einen Schatten.

Der Schatten konnte nur Ramon Menderez sein, und das rote Licht stammte von einem Funkgerät.

Jetzt stand Ramon Menderez auf und wanderte unruhig im Raum herum.

Hoffentlich kommt der nicht zum Fenster, betete John.

Menderez kam nicht. Er setzte sich plötzlich wieder hin und stülpte Kopfhörer über seine Ohren. John konnte alles fast genau erkennen, da sich seine Augen gut an die herrschende Dunkelheit gewöhnt hatten.

Ramon Menderez lauschte konzentriert. Er schrieb irgend etwas auf ein Blatt Papier.

Dann war plötzlich Schluß. Ramon Menderez schaltete das Funkgerät aus und ließ sich zurücksinken.

Leise murmelte er vor sich hin.
John Sinclair steckte fast seinen ganzen Kopf ins Zimmer, um die Worte verstehen zu können.
»Herr…«, hörte er, »… der Herr der Toten – er wird kommen… Er wird sie holen – alle…«
Ramons Stimme wurde lauter. Die letzten Worte schrie er. Mit beiden Fäusten trommelte er auf den Tisch.
Und da sah John das blaue Licht. Es schwebte im Raum.
»Das Feuer!« keuchte Ramon Menderez. »Es wird mich fressen!«
Menderez sprang auf, lief dem Feuer entgegen.
»Du bist dem Teufel verschworen!« erscholl plötzlich eine Stimme.
Gebannt beobachtete John Sinclair das Geschehen. Er sah, wie das blaue Licht Gestalt annahm. Eine gräßliche Fratze schälte sich aus der Finsternis.
Es war die Fratze eines Götzen!
Knochenhände griffen nach Ramon Menderez.
»Ja!« schrie dieser. »Ich gehorche dir, o Herr der Toten! Ich werde dir neue Opfer bringen. Sieben Opfer! Sieben Opfer für den Herrn der Toten…!«
Dann war alles vorbei. Das Zimmer lag wieder im Dunkeln da. Nur noch Menderez' keuchender Atem war zu hören.
John Sinclair war schweißgebadet. Das Geschehen hatte ihn doch verdammt mitgenommen.
Er war Zeuge einer Materialisation geworden. John Sinclair befand sich auf der richtigen Spur.
Er hatte genug gesehen. John konnte den Rückzug antreten.
Ein Geräusch unten im Hof ließ ihn aufhorchen. Dann ertönte ein spanischer Fluch.
John duckte sich.
Der grelle Strahl einer starken Taschenlampe zerschnitt die Dunkelheit, tanzte ein Stück an der Hauswand entlang und blieb an dem Balkon haften…
John Sinclair war entdeckt…
John reagierte in Bruchteilen von Sekunden.
Er rollte sich über das Gitter, hielt mit beiden Händen die Balkonstangen umklammert und trat mit den Füßen gegen den Kistenstapel.
Der Erfolg war durchschlagend.
Die Kisten fielen polternd um. Unten ertönte ein Fluch, danach ein Schrei, und dann verlöschte die Lampe.
Im gleichen Augenblick erschien Ramon Menderez auf dem Balkon.
John ließ sich fallen.
Er krachte auf eine der Kisten und rollte sich sofort zur Seite.
Auf dem Balkon fluchte Menderez wie ein Berserker. Dann

verschwand er wieder in seinem Zimmer.
John Sinclair stellte fest, daß er den Sturz heil überstanden hatte.
Eine breite Gestalt sprang John Sinclair an wie eine Dampfwalze. John machte einen halben Salto rückwärts und krachte wieder in die Kisten.
Der andere hechtete auf ihn zu.
John zog beide Beine an. Sein Gegner bekam die Absätze vor die Brust und segelte weg.
Oben auf dem Balkon tauchte abermals Ramon Menderez auf. Er schrie etwas, was John nicht verstand.
Menderez brüllte noch mal. Dann schoß er.
Die Kugel peitschte in den Kistenstapel und wirbelte einige lose Bretter hoch.
»Er liegt hier zwischen den Kisten? Ich werde ihn schon holen!«
Zum Glück verstand John Spanisch.
Er befreite sich aus dem Holzwirrwarr und packte sich eine relativ stabile Latte.
Der andere kam schon auf ihn zugestürzt. In seiner Hand glitzerte etwas.
Ein Messer!
John Sinclair führte mit der Latte einen Rundschlag. Es machte »klatsch«, und dann ging der Messerstecher brüllend zu Boden. Er hielt sich mit einer Hand sein linkes Ohr.
Er packte den Kerl am Kragen und schleifte ihn ein Stück weg. John erkannte die Umrisse eines Schuppens. Dort hinein verzog er sich mit seinem Gefangenen.
Er warf den Mann in die Ecke. Der Kerl atmete keuchend. John knipste sein Feuerzeug an.
Angstvoll aufgerissene Augen starrten ihn an.
»So, Kamerad, nun mal raus mit der Sprache. Weshalb bist du hier herumgeschlichen?«
John Sinclair sprach natürlich Spanisch.
Der Mann war viel zu ängstlich, um nicht zu antworten.
»Ich wollte Ramon Menderez eine Nachricht bringen.«
»Welche?«
»Daß die Wagen fertig sind.«
»Sonst nichts?« forschte John.
»Nein, Señor.«
»Du lügst!« Johns Stimme war drohend.
»Señor, ich bitte Sie. Ich…«
»Ich will die Wahrheit wissen. Verstanden?«
Der Kerl wand sich wie ein Aal. Schließlich redete er doch. »Ich sollte Ramon Menderez noch eine Nachricht bringen. Ich sollte sagen, daß alles bereit ist.«

»Und wer hat dir das aufgetragen?«
»Goran. Der Diener des Herrn der Toten. Bitte, Señor, verraten Sie mich nicht. Man wird mich sonst töten. Ich flehe Sie an, Señor. Sagen Sie nichts.«
John sah, daß der Mann Angst hatte, und daß er es ehrlich meinte.
»Nun gut«, sagte John Sinclair, »du kannst gehen.«
»Wirklich?«
»Ja, verschwinde!«
Der Mann stand auf, rannte hinaus.
Er hatte kaum den Schuppen verlassen, da peitschten die Schüsse auf. Dreimal bleckte Mündungsfeuer durch die Nacht, und alle Kugeln trafen.
Der Mann, den John hatte laufenlassen, schrie unterdrückt auf und fiel tot zu Boden.
John hatte sich nach den ersten Schüssen tiefer in den Schuppen verzogen. Jetzt ärgerte er sich, daß seine Waffe im Koffer lag.
John Sinclair hörte trampelnde Schritte, die sich hastig entfernten.
Vorsichtig verließ er den Schuppen. Wie ein dunkles Bündel lag der tote Mann auf dem Boden. Von seinem Mörder war nichts mehr zu entdecken.
Durch die Schüsse aufgeschreckt, rannten Menschen in den Garten. An der Spitze der Geschäftsführer. Er rang die Hände und begann zu jammern.
»Der arme Mann. Tot. Mein Gott, wie schlecht ist doch die Welt. Haben Sie ihn erschossen?« Die Frage war an John Sinclair gerichtet.
»Nein. Aber ich kann mir denken, wer es war.«
»Sagen Sie es, Señor, Sagen Sie es.«
»Halten Sie mich für schwachsinnig? Sorgen Sie lieber, daß der arme Teufel ein ordentliches Begräbnis bekommt. Um seinen Mörder kümmere ich mich.«
John ließ die Leute einfach stehen.
Als er die Vorderseite des Hotels erreichte, lief ihm ein dicker Polizist über den Weg.
»Wo ist die Leiche?« keuchte er.
»Im Hinterhof.«
»Gracias, Señor.« Der Polizist rannte weiter.
John ging wieder auf sein Zimmer. Es war leer.
Der Scotland-Yard-Inspektor machte kehrt und klopfte an die Zimmertür der beiden Girls.
»Ich bin’s, John«, sagte er.
»Komm rein«, tönte Bill Conollys Stimme.
Der Reporter hockte mit den Mädchen auf dem Bett. In der Hand hielt er eine Pistole.
»Was war denn eigentlich genau los?« fragte Bill Conolly.

Da er sich bei den Girls aufgehalten hatte und deren Zimmer zur Vorderseite des Hotels lag, hatte Bill Conolly nichts mitbekommen. John Sinclair steckte sich eine Zigarette an und berichtete in kurzen Worten.

Jane Corby und Gloria Simpson wurden bei seinen Worten bleich wie Leinentücher.

»Aber das ist ja schrecklich«, hauchte Jane Corby.

John zuckte die Schultern. »Wir müssen uns damit abfinden.«

»Als Mörder kommt doch sicher nur einer in Frage«, sagte Bill Conolly. »Ramon Menderez.«

John nickte. »Genau. Wir müssen es ihm nur beweisen, und das ist sehr leicht.«

»Kläre mich auf.«

»Menderez hat von seinem Balkon aus geschossen. Die Kugel müßte zu finden sein. Wir brauchen sie dann nur mit den Geschossen zu vergleichen, die im Körper des Toten stecken. Schon haben wir den Mörder.«

»Gut gebrüllt, Löwe«, grinste Bill. »Nur – willst du das wirklich machen?«

John drückte seine Zigarette aus.

Nachdenklich blickte er seinen Freund an. »Nein. Wenn wir hier nämlich anfangen, herumzuschnüffeln, wird Ramon Menderez sofort wissen, daß wir keine normalen Reisenden sind.«

»Was?« Jane Corby sprang auf. »Sie sind – Sie sind…?«

»Genau«, lächelte John. »Mr. Conolly ist Reporter, und ich bin von Scotland Yard. Aber behalten Sie das bitte für sich.«

»Natürlich«, erwiderten die beiden wie aus einem Mund.

Bill Conolly stand auf und wanderte im Zimmer herum.

»Ramon Menderez wird doch jetzt gemerkt haben, daß wir keine normalen Reisenden sind.«

»Warum, Bill? Ich kann doch durch Zufall in die Sache hineingeschlittert sein.«

»Das erklärt noch nicht deine Anwesenheit auf dem Balkon.«

»Da hat Ramon Menderez mich nicht gesehen.«

»Stimmt auch wieder.«

»Siehst du. Außerdem werden wir uns völlig normal verhalten, Bill. Menderez soll nicht merken, daß wir ihm auf die Schliche gekommen sind. Er ist nämlich die einzige Verbindung zum Herrn der Toten.«

»Herr der Toten? Was ist denn das schon wieder?« wunderte sich Gloria Simpson.

»Vergessen Sie es, Miß Gloria«, lächelte John. »Es war nur eine Redensart. Ich glaube, wir gehen jetzt schlafen. Morgen steht uns ein anstrengender Tag bevor. Falls irgend etwas ist, schreien Sie. Gute Nacht.«

Als John und Bill wieder in ihrem Zimmer waren, rauchten sie noch eine Zigarette.
»Das war erst der Anfang«, sagte John leise. »Ich habe das Gefühl, daß uns noch viel schlimmere Sachen bevorstehen.«
John sollte mit seiner Prognose recht behalten. Denn sie gerieten in einen Teufelskreis, aus dem es normalerweise kein Entrinnen mehr gab…

***

Am anderen Morgen weckte sie strahlender Sonnenschein. Die Leiche war inzwischen abtransportiert worden und sollte heute beerdigt werden.
Die Stimmung am Frühstückstisch war gedrückt. Daran konnte auch Ramon Menderez, der eine große Schau abzog, nichts ändern.
»Wir haben es geschafft«, rief er. »Die Jeeps sind da. Drei Wagen, erstklassig in Schuß. Sehen Sie selbst.« Er deutete zum Fenster.
Alle blieben sitzen.
Ramon Menderez schluckte. Er ließ sich auf einen Stuhl fallen und trank seinen Kaffee. Über die Ereignisse der vergangenen Nacht wurde nicht gesprochen. Auch Ramon Menderez vermied das Thema. Er sprach nur über belanglose Dinge.
Dann brachen sie auf.
John Sinclair setzte sich an das Steuer des ersten Jeeps. Den zweiten Wagen fuhr Bill Conolly. Auf den hinteren Sitzen saßen die beiden Girls.
Mit knatternden Motoren verließen die drei Wagen die Stadt. Ramon Menderez, der neben John Sinclair saß, grinste. Auf seinem Kopf saß ein breitkrempiger Sombrero, und in seinem Mundwinkel klebte eine erkaltete Zigarette.
»Wenn’s schwierig wird, werde ich fahren«, sagte er.
John zuckte die Schultern und schaltete einen Gang höher. »Von mir aus.«
Menderez lachte. »Sie wundern sich gar nicht?«
»Weshalb?«
»Wegen meiner Bevormundung. Schließlich können Sie mich nicht leiden.«
»Wer sagt das denn?«
»Ich. Was haben Sie auf meinem Balkon gesucht, Señor Sinclair?«
»Balkon? Ich verstehe nicht.« John wich mit einem Schlenker einem Schlagloch aus, mit denen der Weg reich gesegnet war.
»Sie können mich nicht täuschen, Señor Sinclair«, zischte Ramon Menderez. »Ich habe Sie genau erkannt. Was hatten Sie auf meinem Balkon zu suchen? Ich frage Sie nochmals. Und vor allen Dingen, was haben Sie gesehen?«

John lachte spöttisch. »Genug. Ich habe zum Beispiel gesehen, daß Sie diesen armen Teufel erschossen haben.« Das stimmte zwar nicht ganz, aber John schien ein Bluff in dieser Lage angepaßt.

Menderez biß sich auf die Lippen. »Nehmen wir mal an, es wäre so. Warum haben Sie nichts unternommen?«

John zuckte die Schultern. »Das geht mich nichts an.«

»Ein Mord geht Sie nichts an, Señor Sinclair? Seltsam. Oder haben Sie selbst Dreck am Stecken?«

Wenn du schmieriger Schleicher wüßtest, dachte John. Aber er hielt sich zurück. Er durfte die große Aufgabe einfach nicht gefährden.

»Ich bekomme noch eine Antwort von Ihnen, Señor Sinclair«, erinnerte ihn Ramon Menderez.

»Vielleicht, Señor«, erwiderte John.

»Gut.« Menderez lachte häßlich. »Doch ich bin noch nicht zu Ende. Was haben Sie in meinem Zimmer gesehen?«

»Ich sagte schon, nichts.«

»Ich werde es Ihnen glauben, Señor Sinclair. Nur weiß ich immer noch nicht, weshalb Sie mich beobachten wollten?«

»Ich will ehrlich zu Ihnen sein, Menderez. Ich traue Ihnen nicht über den Weg. Ein Mann in meiner Lage muß vorsichtig sein, Sie verstehen.«

»Sicher verstehe ich. Habe selbst schon mal in der Klemme gesessen. Aber das wird Sie bald nicht mehr stören.«

»Wieso?«

»Ich verrate nichts. Sie werden noch eine Überraschung erleben, Señor Sinclair.«

Du aber auch, dachte John.

Ab jetzt verlief die Fahrt schweigend. Die Landstraße wurde immer schlechter.

Außerdem ging es merklich bergauf. Die Jeeps hatten ihre Mühe.

Sie erreichten gegen Mittag eine mit Buschgruppen und knorrigen Bäumen bewachsene Ebene, durch die ein kleines Rinnsal floß. Hier stolz Fluß genannt.

Ein paar Indiohütten standen am Ufer, und es gab einen Wellblechschuppen. Auf einem vergilbten Schild stand stolz »Magazin«.

Die Wagen stoppten.

»Hier können Sie zum letztenmal einkaufen«, erklärte Ramon Menderez und sprang aus dem Jeep. »Eine Stunde Pause.«

Kinder bestaunten mit großen Augen die eingetroffenen Fremden. Bill Conolly gab ihnen einige Münzen. Ihre Freude war grenzenlos.

Bill zog John zur Seite. »War irgend etwas?« fragte er.

John grinste. »Menderez traute uns nicht. Ich konnte seine Bedenken aber zerstreuen.«

»Wunderbar.«

Die beiden Mädchen kauften natürlich etwas ein. John Sinclair und Bill Conolly gönnten sich eine Zigarette.

Ramon Menderez hielt sich abseits. Er sprach mit einigen Indios.

Nach einer Stunde ging es weiter. Immer tiefer in das Gebirge. Straßen gab es keine mehr. Nur noch Pfade.

Ramon Menderez hatte das Steuer übernommen. Er kannte die Strecke besser.

Sie fuhren gerade über ein Geröllfeld, als hinter einem Felsen eine Frau auftauchte.

Wild schreiend rannte sie der Wagenkolonne entgegen.

Ramon Menderez hielt.

Die Frau lehnte sich erschöpft gegen den Kühler. In ihren Augen stand die blanke Angst.

»Kommen Sie, Señores«, flehte sie, »helfen Sie mir. Bitte.«

»Geh weg!« schrie Menderez sie an.

»Moment«, mischte sich John Sinclair ein. »Was wird da gespielt?«.

»Goran… Er – er hat meinen Mann geholt. Er nimmt ihn mit…«

Ramon Menderez schlug zu. Seine Faust klatschte in das Gesicht der unglücklichen Frau.

Jetzt handelte John Sinclair. Er riß Ramon Menderez zu sich heran und verpaßte ihm eine trockene Rechte.

Menderez kippte aus dem Wagen.

John sprang über ihn hinweg und bückte sich nach der Frau, die schluchzend am Boden lag.

Vorsichtig half er ihr hoch.

»Schnell, Señor«, flehte sie. »Mein armer Mann. Sie müssen ihm helfen, ich…«

»Wo?« hetzte John.

»Hinter dem Hügel steht unser Haus. Goran wird alle töten. Ich konnte weglaufen, aber die anderen nicht. Mein Mann und auch die Kinder.«

John rannte los. Das heißt, er wollte es. Doch plötzlich peitschte Menderez Stimme:

»Stehenbleiben, Sinclair!«

John zuckte herum.

Menderez kniete auf dem Boden und hielt eine Pistole in der Hand. Die Mündung zeigte auf John Sinclair.

»Wenn Sie noch einen Schritt gehen, schieße ich Ihnen eine Kugel… Ahh…«

Weiter kam der Kerl nicht. Bill Conolly war an ihn herangeschlichen und hatte ihn mit einem Hieb niedergestreckt.

»Danke, Bill!« schrie John Sinclair und rannte los.

Seine Lungen keuchten, als er den Hang eines Geröllfeldes

hinaufkletterte.
Oben angekommen, sah er die Hütte. Oder vielmehr zwei. Sie standen zwischen halbhohen Bäumen und waren aus Felsgestein.
John sah keinen Menschen. Nichts bewegte sich zwischen den Büschen.
John Sinclair zog seine Pistole, die er vorsichtshalber heute morgen eingesteckt hatte, und ging auf die Hütten zu. Einmal kam er ins Rutschen, konnte sich aber fangen.
Er preßte sich neben der Eingangstür der ersten Hütte an die rauhe Wand.
Lauschte.
Nichts. Nur das Raunen des Windes war zu hören. Wo war der Mann, von dem die Frau gesprochen hatte? Und wer war Goran? Zwei Fragen, auf die John Sinclair eine Antwort finden wollte.
John zählte innerlich bis drei und hechtete dann in die dunkle Hütte. Er ließ sich blitzschnell zu Boden fallen und rollte sofort herum.
Er spürte die Gefahr mehr, als er sie sah.
Mit unheimlicher Wucht knallte etwas gegen seinen Körper. John wurde zurückgeschleudert und krachte mit dem Hinterkopf gegen die Wand.
Tausend Sterne tanzten vor seinen Augen. Er hörte ein widerliches Grunzen, und dann legten sich zwei Schaufelhände um seinen Hals…

***

Bill Conolly schnappte sich sofort Ramon Menderez’ Pistole.
»Was hat das zu bedeuten?« fragte Jack Bancroft, der Engländer.
»Weiß ich auch nicht«, knurrte Bill. »Warten Sie, bis Menderez wieder zu sich kommt.«
»Wir sind wohl in einen Gangsterkrieg geraten«, sagte Walter Neumann und zündete sich eine Zigarette an. »Erst die Schießerei in der vergangenen Nacht. Und jetzt das hier. Komisch, finden Sie nicht auch, Mr. Donovan?«
Der Amerikaner zuckte die Schultern. »Wissen Sie, ich komme aus Chicago. Mich kann so leicht nichts erschüttern.«
Jane Corby und Gloria Simpson kümmerten sich inzwischen um die Indiofrau. Sie hatten sie auf die hintere Sitzbank des Jeeps gebettet und rieben ihr Gesicht mit Wasser ab.
Bill Conolly dachte an John. Er hatte plötzlich ein ungutes Gefühl. Am liebsten wäre er losgerannt, um nachzusehen wie es dem Freund ging. Aber er konnte Menderez nicht ohne Aufsicht lassen.
Ramon Menderez kam langsam zu sich. Er schüttelte sich wie ein nasser Hund, stöhnte auf und stützte sich auf beide Ellenbogen.
»Komm hoch«, knurrte Bill Conolly.
Menderez wandte den Kopf. Er sah Conolly über sich stehen, sah die

Pistole in dessen Hand, und glühender Haß sprühte aus seinen Augen.
»Das – das… werden Sie bereuen«, keuchte Menderez.
Bill grinste. »Vielleicht. Aber erst einmal bin ich am Drücker.«
Menderez spuckte aus. Taumelnd kam er auf die Beine. Mit dem Rücken lehnte er sich gegen einen Wagen. Sein Blick irrte durch die Runde. »Seid ihr denn alles Memmen?« krächzte er. »Laßt euch von einem Kerl einschüchtern. Wenn ihr mich nicht mehr habt, seid ihr verloren. Ihr…«
»Halts Maul, Menderez!« befahl Bill. »Jetzt werde ich dich mal was fragen. Wer ist Goran?«
Menderez schwieg.
Bill drückte ab. Die Kugel pfiff haarscharf an Menderez' Ohr vorbei.
Der Mexikaner wurde blaß.
»Also, was ist?« dehnte Bill lässig.
Menderez schluckte. »Goran ist der Diener.«
»Wessen Diener?«
»Vom Herrn der Toten.«
»Märchenstunde war gestern.«
Menderez brach in irres Gelächter aus. »Der Herr der Toten. Er wird euch holen. Ihr seid verdammt. Ihr werdet sterben und die Hölle kennenlernen.« Wieder lachte Menderez irr.
»Was bedeutet das, Bill?« fragte Jane Corby ängstlich.
»Quatsch. Unser lieber Menderez redet Nonsens. Er hat sich hier irgend eine Geschichte ausgedacht, das ist alles.«
Bill Conolly versuchte seiner Stimme Überzeugungskraft zu geben. Denn er allein wußte, daß Menderez keinen Quatsch redete.
»Ich glaube, wir fahren zurück«, schlug Jack Bancroft vor.
»Das geht nicht mehr!« kreischte Menderez plötzlich. »Da!« Seine Hand deutete nach vorn.
Alles wandte sich um. Nur Bill nicht. Er behielt weiter Menderez im Auge.
Bis eines der Girls plötzlich aufschrie. Jetzt riskierte auch Bill Conolly einen Blick.
Sie hatten tatsächlich kaum noch eine Chance. Etwa 30 schwerbewaffnete Indios hatten sie umzingelt. Viele trugen Gewehre, manche auch nur einfache Lanzen.
Bill Conolly wich zurück. Er drehte sich plötzlich und hatte Sekunden später Ramon Menderez gepackt. Die Mündung der Pistole drückte er ihm gegen die Schläfe.
»Ich hoffe, das Zeichen verstehen deine Leute«, zischte er.
Menderez schluckte.
Dann schrie er etwas, was Bill nicht verstand. Sekunden später hatten die Indios Walter Neumann gepackt.
»Nun?« dehnte Menderez.

»Du bist ein Schwein!« zischte Bill.
Menderez kicherte hohl. »Wenn du schießt, sterben alle deine Freunde.«
Wutschnaubend nahm Bill die Waffe weg.
Ramon Menderez huschte zur Seite. Dann giftete er los.
Fünf mit Speeren bewaffnete Indios liefen auf Bill zu. Ihre grell bemalten Gesichter sahen aus wie Teufelsfratzen. Sie stießen spitze Schreie aus, als sie angriffen.
Bill riß seine Pistole hoch.
»Wenn Sie schießen, sind die beiden Mädchen tot!« schrie Menderez.
Da warf Bill die Waffe weg.
Schon hechtete der erste Angreifer auf ihn zu. Bill zog den Kopf ein und entging somit dem Lanzenstoß.
Er stieß seine rechte Faust in den Magen des Angreifers, daß dieser stöhnend zusammensackte.
Schon den zweiten schaffte Bill nicht mehr.
Ein mörderischer Schlag gegen den Kopf ließ ihn zusammensinken. Bill fühlte, wie ihm das Blut über die Augenbrauen lief. Ein zweiter Schlag warf ihn endgültig in den Staub.
Er hörte noch, wie Menderez schrie: »Nicht töten.« Dann verlöschten bei Bill Conolly alle Lichter.

***

Die riesigen Pranken drückten erbarmungslos zu.
John Sinclair würgte. Kein Quentchen Luft drang mehr in seine Lungen. Dazu kam noch dieser beißende Schmerz im Hinterkopf.
Über ihm keuchte Goran. John sah in zwei glühende Augen. Speichel tropfte auf sein Gesicht.
Die Panik sprang John Sinclair an wie ein Tier. Er versuchte, sich auf die Seite zu rollen.
Vergebens. Die Hände ließen nicht locker.
Die Pistole! Du hast ja noch deine Pistole. Der Gedanke schoß wie ein Blitzstrahl durch den roten Nebel, der vor Johns Augen wallte.
John Sinclair riß den rechten Arm hoch. Die Mündung der Waffe stieß in etwas Weiches.
John drückte ab. Hart peitschte der Schuß.
Sekunden geschah nichts. Doch dann brüllte Goran über ihm plötzlich auf, der Griff lockerte sich, frische Luft drang in Johns Lungen…
John Sinclair sah einen Schatten aus dem Haus verschwinden. Der Würger gab Fersengeld.
John Sinclair kam schwankend auf die Füße. Er holte den letzten Rest Energie aus seinem Körper, taumelte nach draußen…
Eine gräßliche Fratze starrte ihn an.

Goran! Er war kein Mensch mehr. Ein Ungeheuer. Eine Kreuzung zwischen Mensch und Tier.

Ein haarloser Schädel saß fast auf dem Rumpf. Wo beim Menschen die Nase sitzt, gab es bei ihm nur zwei rötlich schimmernde Löcher. Goran hatte nur noch ein Auge. Über dem anderen wuchs rohes Fleisch. Die Arme hingen ihm fast bis auf die Erde. Wie bei einem Affen. Der Mund war übergroß. Dicke, kantige Zähne schauten daraus hervor.

Goran trug nur eine Hose. Sein Oberkörper war nackt und behaart. Aus seiner Schulterwunde quoll dunkelrotes Blut. Dort mußte ihn die Kugel getroffen haben.

John Sinclair nahm diese Eindrücke innerhalb von Sekunden wahr.

Goran stand nur wenige Meter vor ihm. Aus seinem Mund drang ein tiefes Röhren.

Speichel floß über die dicken Lippen.

John hob die Pistole.

Sollte ihn dieses Ungeheuer angreifen…

John Sinclair spürte, wie er schwankte. Der Kampf hatte ihn zu sehr mitgenommen.

Schleier tanzten vor seinen Augen. Er hörte Goran keuchen…

John riß die Augen auf – und hätte vor Überraschung fast geschrien.

Goran rannte weg.

Wie ein Affe turnte er einen Hang hinauf. Oben wandte er sich noch einmal um, warf einen kurzen Blick zurück und verschwand.

John Sinclair atmete aus. Plötzlich fühlte er, wie seine Knie nachgaben. Er wollte sich noch an der Hauswand abstützen, faßte daneben und fiel in den Staub. Es wurde ihm schwarz vor Augen.

Wie lange John bewußtlos gewesen war, konnte er nicht genau sagen. Als er erwachte, hatten die Schmerzen in seinem Hinterkopf nachgelassen. Er verspürte nur starken Durst.

John merkte, daß er immer noch die Pistole in der Hand hielt. Automatisch steckte er sie in die Gürtelhalfter.

Erst jetzt zog sich John Sinclair hoch. Er atmete tief und fest durch. Die Kraft kehrte nur langsam in seinen Körper zurück.

Bill Conolly und die anderen. Mein Gott. Siedend heiß fielen John die Menschen ein.

Wo waren sie? Warum hatten sie ihn nicht gesucht?

Da ist was passiert!

Eine schreckliche Angst überkam John Sinclair.

Er setzte sich in Bewegung. Langsam und immer noch mit unsicheren Schritten.

Er war kaum ein paar Meter gegangen, da hörte er den Gesang.

John lauschte. Es war eine seltsame, klagende Melodie.

Eine Totenmelodie.

Der Gesang kam von rechts. Hinter einem der Felsen mußte die Person sitzen.

John ging in die Richtung.

Er kam an dem zweiten Haus vorbei und sah die Frau.

Sie hockte auf dem Boden und sang dieses Klagelied, das John durch Mark und Bein schnitt.

Sie bemerkte ihn erst, als er dicht vor ihr stand. Jetzt erkannte John sie auch. Es war die Indiofrau, die die Kolonne angehalten hatte.

Sie blickte aus ihren dunklen, traurigen Augen zu ihm hoch und verstummte.

John schluckte. »Wo sind sie?« fragte er nur.

Die Frau breitete die Arme aus. »Sie sind weg.« Ihre Stimme war nur ein Flüstern. »Die Geister haben sie mitgenommen. Der Herr der Toten braucht Opfer. Viele Opfer. Ich habe es gesehen. Sie sind verloren. Wie mein Mann. Alle sind verloren.«

Die Frau schwieg. Dann stimmte sie wieder ihr Klagelied an.

John Sinclair kam sich unendlich verloren vor. Es dauerte Minuten, bis er sich wieder gefaßt hatte.

Er tippte der Frau auf die Schulter. »Weißt du, wo der Herr der Toten wohnt?«

Die Frau sah ihn an. Schließlich sagte sie: »Ja. Er wohnt bei den Geistern. In dem verfluchten Berg.«

»Führe mich hin«, sagte John Sinclair leise.

Die Frau schüttelte den Kopf. »Die Geister werden uns töten. Ich gehe nicht. Du mußt allein gehen.«

»Dann beschreibe mir den Weg.«

Sie tat es.

Danach ging John zu der Stelle zurück, wo die Wagen stehen mußten. Aber nichts war mehr da. Alles schien sich in Luft aufgelöst zu haben.

John wischte sich über die Augen.

Der Wind trieb leichte Staubfahnen über das Land. John hatte das Gefühl, als würden diese Staubfahnen zu Figuren werden und ihn höhnisch angrinsen.

Er kam sich auf einmal unendlich allein vor.

Und in der Ferne sang die alte Indiofrau ihr Totenlied…

***

Jane Corby stöhnte. Glühende Augen starrten sie an. Die Augen gehörten zu einem Gesicht, das bleich in der Dunkelheit leuchtete.

Dieses Gesicht! Es war ein Antlitz des Schreckens.

Jane Corby versuchte, diesem Blick auszuweichen, der tief in ihr Innerstes drang.

Vergebens. Die Augen wirkten auf sie wie Magnete, schienen sie zu

durchbohren.
Jane spürte, wie ein fremder Wille von ihr Besitz ergriff. Sie war nicht mehr sie selbst.
Sogar der kalte Stein, auf dem sie nackt lag, schien plötzlich wie Feuer zu glühen.
Feuer, das ihren ganzen Körper durchflutete.
»Du gehörst jetzt mir!« hörte sie eine Stimme. »Mir, dem Herrn der Toten.«
»Ja«, hauchte Jane Corby gegen ihren Willen.
Kalte Hände strichen über ihren nackten Oberkörper, faßten ihre Hände…
Jane Corby stand auf. Fast automatisch.
Und immer wieder sah sie diese Augen. Sie ließen Jane nicht mehr los, verfolgten jede Bewegung.
Jane Corby stand unter Hypnose.
»Komm«, lockte die Stimme. »Du mußt eine Probe ablegen als meine Dienerin. Komm.«
Jane Corby ging. Mit schlafwandlerischer Sicherheit. Wie ein Roboter.
Sie spürte den kalten felsigen Boden nicht, sondern sah immer diese Augen.
»Bleib stehen!«
Jane gehorchte. Jemand gab ihr etwas in die Hand.
Ein kurzes Schwert!
Dann hörte sie ein Kichern. »Du mußt töten«, erwiderte Jane. »Du mußt deine Freundin Gloria Simpson töten!«
Jane Corby stockte. Irgend etwas hinderte sie daran, die Worte in sich aufzunehmen.
Der Herr der Toten wiederholte seinen Befehl.
Da brach auch die letzte Barriere in Jane Corby. Plötzlich wurde sie unendlich müde.
Sie fühlte, wie sie zusammensank und ohne Übergang in einen tiefen, traumlosen Schlaf fiel.
Jemand rüttelte Jane an der Schulter. Verwirrt öffnete sie die Augen.
Bill Conolly hatte sie geweckt. »Jane. Mein Gott, Mädchen, was ist passiert?«
»Wo – wo… bin ich?« hauchte Jane Corby.
»Bei uns. Bei deinen Freunden«, sagte Bill sanft.
Jane setzte sich auf. Erst jetzt bemerkte sie, daß sie völlig nackt war. Verzweifelt versuchte sie mit den Händen ihre Blöße zu bedecken.
»Was ist geschehen, Bill?« Jane Corby verlor die Nerven. Sie schrie plötzlich wie ein Tier. Es dauerte Minuten, bis sie sich beruhigt hatte.
Bill Conolly sah zu den anderen hin, die mit schreckensstarren Gesichtern in der Höhle saßen.

Die Höhle war groß genug für alle. An den feuchten Steinwänden brannten zwei Pechfackeln, die in eisernen Haltern steckten. Der Rauch zog oben durch einen Luftschacht ab. Man hätte drei Leitern nehmen müssen, um überhaupt an das unterste Ende des Luftschachtes zu gelangen. Sie wußten nicht, was genau passiert war. Sie waren betäubt worden, und als sie aufwachten lagen sie in der Höhle. Zum Glück hatte bisher keiner die Nerven verloren.

Nur die Sache mit Jane. Was hatte man mit ihr angestellt?

Bill Conolly strich Jane behutsam über das Haar. Gloria Simpson hatte ihre Bluse ausgezogen und sie Jane gegeben. Bill hatte sich von seiner Hose getrennt.

Jane zog sich weinend an. Sie war völlig fertig.

»Ich bin irgendwo gewesen«, flüsterte sie tränenerstickt. »Aber wo denn, mein Gott? Wo denn? Was hat man mit mir gemacht? Bitte, sagt es mir!«

Aufschluchzend brach Jane Corby zusammen.

»Sagen Sie es ihr, Bill«, schlug Gloria Simpson vor.

Bill Conolly nickte. »Die Diener haben dich gebracht, Jane. Sie waren zu viert. Sie haben die Gittertür aufgeschlossen und dich in die Höhle gestoßen.«

»Aber wo war ich denn vorher?«

»Wir wissen es nicht, Jane«, antwortete Gloria Simpson.

»Ihr – ihr… wißt es nicht…?«

Die Menschen schüttelten stumm die Köpfe. Es war eine schreckliche Situation. Alle wußten, daß etwas mit Jane geschehen war, aber niemand wußte genau, was.

»Versuche du dich zu erinnern«, sagte Bill Conolly leise.

Jane Corby zuckte die Schultern. »Ich kann gar nichts mehr denken. Eine völlige Leere ist in meinem Gehirn. Ich weiß, daß ich irgendwo war. Ich sehe Augen. Ja, glühende Augen. So rot wie Blut. Die Blicke, sie stechen in meinen Körper, sie schmerzen.« Jane Corby schrie. Wild schlug sie mit den Händen herum. »Der Herr der Toten! Ich habe ihn gesehen! Den Herrn der Toten!«

Die Menschen hielten den Atem an. Das Grauen hatte sie gepackt. Jane Corby mußte etwas Schreckliches gesehen haben.

Jane riß sich plötzlich los. Sie sprang auf. Ihre Augen funkelten.

»Jane!« schrie Gloria Simpson. Sie lief auf ihre Freundin zu.

Jane stieß sie weg. »Ich bin seine Dienerin!« Janes Stimme überschlug sich. »Ich bin die Dienerin des Herrn der Toten!«

War das noch Jane Corby?

Die Männer waren aufgesprungen. Bill Conolly packte Janes Handgelenke.

»Komm zu dir, verdammt!«

Ein irres Gelächter ließ ihn erschauern. Es kam von überall und

drang durch Mark und Bein.

»Was ist das?« Die Männer blickten sich ängstlich an. Gloria Simpson hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu.

Auf Jane Corbys Gesicht lag ein Leuchten. »Der Herr der Toten. Er ruft mich. Jaaa, ich komme!« schrie sie.

Bill Conolly stand da und ballte die Fäuste. Er spürte, wie die Fingernägel tief ins Fleisch drangen. Sein Atem ging stoßweise.

Und plötzlich sah er das kalte Feuer. Es schwebte auf einmal in der Höhle. Wie damals bei Kenneth Hawk.

Das Feuer wurde stärker.

Bill Conolly riß die Hand vor seine Augen. Rasende Kopfschmerzen drohten seinen Schädel zu sprengen. Ihm wurde schwindlig.

Neben ihm fiel Jack Bancroft zu Boden.

Bill Conolly kämpfte mit seinem ganzen Willen gegen diese teuflische Schwäche.

Er schaffte es. Als einziger. Bill Conolly riskierte einen Blick.

Ein Gegenstand lag auf dem Boden. Aus dem Nichts gekommen.

Es war ein Schwert…

***

Jane Corbys rechte Hand krallte sich um den Griff des Schwertes. Sie riß die Waffe hoch. Ihr Gesicht war verzerrt. Die Augen waren aus den Höhlen getreten, man konnte das Weiße darin schimmern sehen.

Jane Corby zog sich mit der freien Hand an dem Gitter hoch.

Schwankend stand sie da. Nein, sie war kein Mensch mehr. Sie war ein Ungeheuer.

Bill Conolly konnte das alles nicht begreifen. Diese Frau hatte er geliebt. Und jetzt?

Jane Corby setzte sich in Bewegung. Langsam, mit staksigen Schritten. Das Schwert blitzte in ihrer rechten Hand.

Jane Corby stammelte unverständliche Worte. Einmal glaubte Bill den Namen Gloria zu hören.

Mit einem irren Schrei warf sich Jane Corby vorwärts. Genau auf Gloria Simpson zu.

Bill Conolly erkannte die Gefahr im letzten Augenblick.

Ehe das tödliche Instrument in Glorias Brust dringen konnte, prallte Bill mit Jane Corby zusammen.

Die Frau fiel zur Seite, fing sich aber und griff sofort wieder an.

Bill war immer noch geschwächt. Er konnte einem gezielten Stoß nicht mehr ganz ausweichen.

Die rasiermesserscharfe Klinge des Schwertes ritzte seine Schulter und nahm einen Fetzen Haut mit.

Glühender Schmerz fraß sich durch Bills linken Arm. Sofort pulste hellrotes warmes Blut aus der Wunde.

Jane Corby schrie triumphierend. Doch anstatt nachzusetzen, wandte sie sich wieder Gloria zu.
Gloria Simpson lehnte noch immer völlig apathisch an der rauhen Felswand. Sie sah Jane Corby wohl auf sich zukommen, begriff aber nicht, was los war.
»Gloria!« Bills Schrei drang in ihr Nervenzentrum, machte sie wach…
Zu spät!
Tief drang das Schwert in ihre Brust.
Gloria röchelte gequält auf und fiel dann zusammen.
Mein Gott, ich werde wahnsinnig, dachte Bill Conolly. Das gibt es doch nicht.
Bills Nerven waren am Ende. Dieser grauenhafte Mord. Unbegreiflich.
Suchend wandte sich die Mörderin um. Wollte sie neue Opfer?
Die anderen lagen noch bewußtlos am Boden. Sie hatten von dem tödlichen Drama gar nichts mitbekommen.
Nur Bill Conolly war Zeuge. Und er mußte jetzt etwas unternehmen. Er mußte den Amoklauf der Irren stoppen.
Jane Corby lehnte an dem Gitter. In der Hand hielt sie wieder das Schwert.
Bill Conolly näherte sich ihr Schritt für Schritt. Seine Schulter hatte aufgehört zu bluten.
Jetzt nur nicht die Nerven verlieren, hämmerte er sich ein.
Janes Haltung versteifte sich. Sie hob das Schwert ein wenig an.
Bill blieb etwa einen Meter vor ihr stehen. »Gib mir das Schwert!«
Jane rührte sich nicht.
»Gib es mir!«
Wieder keine Reaktion.
Bill spannte die Muskeln. Er mußte es riskieren.
In diesem Augenblick schrie hinter ihm Walter Neumann auf. »Was ist geschehen? Mein Gott, das darf doch nicht…«
Für Sekunden war Jane Corby abgelenkt. Sekunden, die Bill Conolly reichten.
Er warf sich vor und legte alle Kraft in einen heftigen Haken, der Jane Corby am Kinn traf.
Die Frau gab keinen Laut von sich. Sie fiel zusammen, wie ein Ballon, dem man die Luft abgelassen hatte. Das Schwert klirrte neben ihr auf den Boden.
Sofort stürzte sich Bill auf die Waffe.
»Mensch, Conolly, das ist doch nicht möglich«, stöhnte Walter Neumann auf und sah mit leeren Blick auf die tote Gloria Simpson.
»Es ist aber Tatsache«, erwiderte Bill dumpf und spürte, daß seine Knie zitterten.
Walter Neumann war der einzige neben Bill, der sich wieder erholt

hatte.
Walter Neumann schluckte. Krampfhaft versuchte er, seinen Blick von dem toten Mädchen zu lösen. »Wo sind wir hier nur reingeraten?« flüsterte er.
»In die Hölle«, sagte Bill Conolly. »Es gibt keine andere Bezeichnung für dieses Grauen. Wenn ich nur wüßte, was man mit Jane Corby gemacht hat.«
»Wir – wir… werden wohl alle drankommen?«
»Das ist zu befürchten, Mr. Neumann.«
Der Deutsche schlug die Hände vor sein Gesicht. Er schluchzte laut auf. Es war einfach zuviel für ihn gewesen.
Bill Conolly sah wieder auf die bewußtlose Jane Corby. Sie lag neben dem Gitter.
Noch immer stand dieser schreckliche Ausdruck auf ihrem Gesicht.
Bill fühlte sich auf einmal hundeelend. Und er spürte die Angst, die ihn wie eine Zange umklammert hielt.
Schritte vor der Höhle schreckten ihn aus seinen Gedanken. Sollten sie jetzt geholt werden?
Flackernder Lichtschein erhellte den Höhleneingang. Sie waren zu viert, trugen Fackeln und Lanzen und bauten sich vor dem Gitter auf.
Weshalb öffneten sie nicht? Warum kamen sie nicht herein?
Stumpfe, glanzlose Augen blickten Bill an. Es waren Einheimische, Indios. Die Vasallen des Herrn der Toten.
Bill packte das Schwert fester. Kampflos würde er sich nicht ergeben.
Ein Schatten wanderte an der Höhlengangwand entlang. Dann sah Bill auch die Person, zu der der Schatten gehörte.
Es war Goran!
Abbild des Grauens. Das personifizierte Monster!
Gorans Augen starrten durch das Gitter. Er sah die tote Gloria Simpson. Tief in seiner Pupille leuchtete es auf.
Einer der Indios öffnete das Schloß der Gittertür.
Bill Conolly stand bereit. »Kommt doch, ihr Schweine!« heulte er. »Kommt doch!«
Goran drängte als erster in das Gefängnis. Er beachtete Bill gar nicht, ging auf die Tote zu, beugte sich über sie…
Goran war ein Golem!
Bei Bill Conolly riß der Faden.
Mit einem gellenden Schrei stürzte er vor, holte mit dem Schwert aus, um Goran den Schädel zu spalten…
Der Pfeil aus dem Blasrohr traf ihn am Hals.
Bill Conolly wankte. Das Schwert wurde plötzlich unsagbar schwer. Zwangsläufig ließ Bill es fallen.
Er hörte noch Walter Neumanns Aufschrei, dann sank er zu Boden.
Sein letzter Gedanke galt John Sinclair. Nur er allein konnte sie aus

dieser Hölle befreien…

***

Der Berg der Geister.

John Sinclair hatte ihn endlich erreicht. Er war den ganzen Tag gelaufen. Über Geröllhänge und scharfkantige Lavafelder.

Blutrot ging die Sonne unter und tauchte das Land in einen letzten farbigen Schimmer.

Die Umgebung des Berges schien verflucht. John spürte kein Leben. Nicht einmal Geier kreisten in der Luft.

Die Spitze des Berges stach wie ein übergroßer drohender Zeigefinger in den frühen Abendhimmel. Lange kahle Hänge und riesige Felsbrocken türmten sich am Fuß des Berges auf.

John lehnte sich an einen von Regen und Sonne gebleichten, ausgewaschenen Felsen und rauchte seine drittletzte Zigarette.

Sein Blick schweifte über den langen Nordhang des Berges. Hier sollte also der Herr der Toten sein Domizil haben.

Das große Problem war, wie kam man in den Berg hinein? Gab es geheime Wege in dem vorgelagerten Felsenwirrwarr?

John Sinclair suchte Stück für Stück die Umgebung ab. Und plötzlich zuckte er zusammen. Er hatte einen kleinen Einschnitt entdeckt, gerade so breit, daß ein Wagen fahren konnte. Ein Jeep zum Beispiel…

John Sinclair näherte sich dem Einschnitt. Verflogen war alle Müdigkeit.

Da entdeckte er einen dunklen Fleck auf dem Boden. John beugte sich hinab, ließ seinen Zeigefinger über den Fleck rutschen und roch.

Öl. Wagenöl. Hier mußte vor gar nicht langer Zeit ein Wagen gefahren sein.

John Sinclair war auf der richtigen Spur.

Vorsichtig ging er weiter.

Der Einschnitt wurde noch schmaler. Rechts und links türmten sich jetzt Wände empor.

Hier war es fast schon dunkel. John schlich weiter. Seine Nerven waren zum Zerreißen gespannt.

Da hörte er vor sich das Brummen eines Motors. Erkennen konnte John Sinclair noch nichts, da der Pfad einen Knick machte.

John blieb stehen und preßte sich eng gegen die Wand.

Das Motorengeräusch wurde lauter. John hörte heraus, daß es ein Jeep war.

Der Mann hinter dem Steuer hatte die Scheinwerfer eingeschaltet. Die langen Lichtfinger brachen sich an den Felswänden.

Der Jeep rumpelte um die Kurve.

John war für einen winzigen Augenblick geblendet, und die Zeit

genügte dem Fahrer, um zu erkennen, wen er vor sich hatte.

Er schrie einen Fluch und gab Gas.

Der Motor heulte gequält auf.

John Sinclair war klar, daß der Fahrer ihn gegen die Wand quetschen wollte.

In dem Moment, als der Kotflügel des Wagens sich nur noch einen Meter vor ihm befand, hechtete John mit angewinkelten Armen durch die Luft.

John landete auf der breiten Kühlerhaube, und dann krachte es.

Der Jeep war gegen die Felswand geknallt. John wurde wie auf einem Sieb durchgeschüttelt und rollte auf die Erde.

Die Tür des Wagens knallte ihm in den Rücken, als sich der Fahrer aus dem Jeep schwang.

Es war Ramon Menderez!

John rollte sich weg und sah aus den Augenwinkeln, wie Menderez an seiner Pistolentasche fummelte.

Einen handlichen Stein nehmen, ihn hochreißen und werfen, das war fast eins.

John Sinclair traf Menderez am Kopf.

Der Kerl brüllte auf und ging leicht in die Knie. Noch im Liegen feuerte John Sinclair einen Karatetritt ab. Und dieser Tritt saß. Bewußtlos kippte Menderez nach hinten.

John stand auf und stellte erst einmal den Motor des Jeeps ab. Dann schnappte er sich Menderez' Pistole und steckte sie hinter seinen Hosengürtel.

Natürlich hätte John schießen können. Er wäre bestimmt schneller als Menderez gewesen. Doch John Sinclair wollte kein unnötiges Aufsehen. Ein Schuß hätte wer weiß wen alarmiert.

John lehnte sich an den Wagen und wartete. Auf dem Rücksitz lag eine Taschenlampe, die er gut gebrauchten konnte.

Mittlerweile war es schon dunkel geworden. John fesselte Menderez die Hände mit dessen eigenem Hosengürtel und band ihm die Füße mit einem Stück Draht zusammen, den er noch in dem Wagen gefunden hatte, leider hatte der Draht nicht mehr für die Hände gereicht.

Langsam kam Menderez zu sich. John schaltete die Taschenlampe an und dämpfte mit seinem Taschentuch den Lichtschein ab.

Ramon Menderez stöhnte und fluchte gleichzeitig. Bis John ihn unterbrach.

»Sieht schlecht für dich aus, Freund. Und noch schlechter wird es aussehen, wenn du nicht das Maul aufmachst.«

»Geh zur Hölle, Sinclair«, giftete Menderez.

John ging erst gar nicht auf seinen Ton ein, sondern fragte: »Wo sind die anderen?«

Im Schein der Lampe verzog sich Menderez’ Gesicht zu einer Grimasse. »Die sind in der Hölle. Der Herr der Toten holt alle.«

»Dann beschreibe mir mal den Weg zur Hölle.«

Menderez kicherte. »Sicher sage ich ihn dir, sicher. Man wartet ja schon auf dich.«

Menderez redete fünf Minuten lang. Wie ein Buch. Dann war er fertig und ließ sich zurücksinken.

John war beeindruckt von der Sicherheit dieses Burschen. Mit keiner Regung hatte er Angst gezeigt. Der Herr der Toten mußte seine Leute verdammt in der Gewalt haben.

John Sinclair überprüfte noch einmal Menderez’ Fesseln und knebelte den Mann mit einem alten Lappen. Auch dies ließ Ramon Menderez alles ohne Widerstand über sich ergehen.

Mit einer Taschenlampe und zwei Pistolen bewaffnet, setzte John seinen Weg fort.

Der Pfad führte immer tiefer in den Berg hinein. John mußte ab und zu die Lampe anknipsen, um sich zu orientieren.

Menderez hatte ihm gesagt, er solle den Weg bis zum Ende gehen. Dort wäre dann eine Höhle, die direkt in den Berg führe.

John Sinclair war wirklich gespannt.

Eine halbe Stunde später wußte er, daß Menderez nicht gelogen hatte. John fand alles genauso vor, wie erklärt.

Er sah auch den Höhleneingang, der wie eine Drohung wirkte.

John spürte in seiner Magengegend ein unbehagliches Gefühl, als er das dunkle Loch betrat.

Schon nach den ersten Schritten legte sich die Luft beklemmend auf seine Lungen.

John Sinclair schaltete kurz seine Lampe ein. Der Lichtkegel huschte über felsige Wände, an denen allerlei Kriechtiere davonhuschten. Spinnweben streiften Johns Gesicht.

Der Gang machte einen Bogen. John sah im Licht der Lampe einen Krater, der tief nach unten führte. Davon hatte Menderez nichts erwähnt.

Eine Strickleiter, die mit Eisenhaken in dem Fels befestigt war, führte nach unten.

John prüfte die Leiter kurz und startete das Wagnis.

Die Seile bogen sich unter seinem Gewicht durch, hielten aber. Meter für Meter kletterte John in die Tiefe. Die Lampe hatte er sich zwischen die Zähne geklemmt. Die Stille und die drückende, sauerstoffarme Luft in dem Berg waren beklemmend. John Sinclair schwitzte am ganzen Körper.

Je tiefer er kam, um so mehr pendelte die Leiter. John hatte Mühe, das Gleichgewicht zu bewahren.

Endlich war es geschafft. Er spürte plötzlich wieder festen Boden

unter den Füßen.
John verschnaufte. Dann knipste er noch mal die Lampe an.
Bleiche menschliche Totenschädel grinsten ihn höhnisch an. John schluckte. Er mußte sich mit Gewalt zusammenreißen.
Die Schädel standen auf langen Stangen, die in einem Halbkreis eine große Höhle ausfüllten.
Eine schreckliche Ahnung kroch in John Sinclair hoch. Bewahrte hier der Herr der Toten die Schädel seiner Opfer auf?
John Sinclair suchte nach einem Ausgang. Irgendwo mußte es ja weitergehen.
Plötzlich hörte John Sinclair Stimmen. Eine Frau jammerte erbärmlich.
Fieberhaft suchte John nach einer Stelle, wo er sich verstecken konnte. Schließlich blieb ihm nichts anderes übrig, als sich hinter einem der Pfähle zu ducken.
John hockte in der absoluten Finsternis. Er atmete nur noch durch den Mund.
Ein schleifendes Geräusch ließ ihn zusammenzucken. Soweit er feststellen konnte, kam es von der gegenüberliegenden Seite. John hielt seine Pistole schon längst in der Hand.
Das Geräusch wurde stärker. Etwas knirschte.
Dann sah John den Lichtschein. Er stammte von zwei Pechfackeln, die von Indios getragen wurden. Die beiden waren aus einem Geheimgang gekommen. John Sinclair sah ein Stück Wand, das sich zur Seite geschoben hatte. Er sah aber auch noch mehr.
Goran, das Untier!
Wie Puppen hatte er sich zwei Menschen unter den Arm geklemmt. Jetzt warf er sie brutal auf den Boden. Aus seinem Mund drangen unverständliche Worte, als er auf die Opfer blickte.
John erkannte einen Mann und eine Frau. Die Frau lag auf dem Boden und wimmerte leise. Sie trug nur noch Fetzen am Körper.
Der Mann versuchte sich jetzt aufzustützen. Für einen Augenblick nur sah John sein Gesicht.
Vor Überraschung hätte er bald aufgeschrien. Der Mann auf dem Boden war Kenneth Hawk!
Derselbe Kenneth Hawk, der sich vor seinen Augen aufgelöst hatte.
Wie war das möglich? John Sinclairs Gedanken kreisten. Was ging hier vor?
Einer der Indios hielt die Pechfackel etwas tiefer. Nun konnte John auch die Frau erkennen.
Es war Viola Wayne, die Filmschauspielerin. John hatte ihr Foto in den Akten gesehen.
Die Indios traten zurück. Sie überließen Goran das Feld.
Das Ungeheuer zog mit einem Ruck eine schwere, langstielige Axt

aus dem Gürtel.

Mit aller Deutlichkeit wurde John klar, daß in dieser Höhle die Personen, die der Herr der Toten nicht mehr brauchte, hingerichtet wurden.

Geköpft wurden!

Und die Schädel wurden als grausamer Beweis auf einen Pfahl gesetzt.

Goran trat auf die beiden Opfer zu. Er brabbelte unverständliches Zeug vor sich hin.

Viola Wayne und Kenneth Hawk rührten sich nicht. Sie konnten nicht einmal mehr schreien. Sie mußten zuviel durchgemacht haben.

John Sinclair wurde eiskalt. Langsam erhob er sich aus seiner duckenden Stellung.

***

Als Bill Conolly erwachte, saß er auf einem Stuhl. Er war nicht gefesselt, spürte jedoch eine bleierne Schwere. Hinter seiner Stirn hatte er ein taubes Gefühl. Bill Conolly fiel das Denken schwer. Nur mit äußerster Mühe konnte er sich konzentrieren.

Im Zeitraffertempo zogen die letzten Eindrücke vor seiner Bewußtlosigkeit ab.

Nachträglich noch ekelte er sich.

Irgendein Lähmungsgift haben sie dir eingespritzt, dachte er und versuchte den Kopf zu drehen. Es gelang nur mit Mühe.

Schwärze, nichts als bodenlose Finsternis umgab den Reporter. Seine Hände tasteten nach den Stuhlbeinen. Sie fühlten sich kalt an.

Metall! Du sitzt auf einem Metallstuhl.

Bill Conolly atmete rasselnd. Die herrschende Stille und die Dunkelheit belasteten ihn.

Bill Conolly stand langsam auf.

Schritt für Schritt ging er vor, die Hände ausgestreckt. Bis er gegen eine glitschige Wand stieß.

Bill wandte sich nach links. Auch hier ging er einige Schritte, dann stieß er wieder gegen eine Wand.

Nach einigen Minuten hatte Bill herausgefunden daß sein Gefängnis keine Tür besaß.

Wollte man ihn hier elendig verrecken lassen?

Der Gedanke daran machte den sonst eiskalten Reporter fast wahnsinnig.

Er preßte seine feuchte Stirn gegen die kalte Wand. Was war mit den anderen? Lebten sie überhaupt noch?

Bill stöhnte auf. Er hielt diese physische Belastung nicht mehr länger aus.

»Ich will hier raus!« schrie er plötzlich. »Ich will hier raus!«

Seine eigene Stimme brach sich dumpf in dem Gefängnis. Doch niemand antwortete ihm.

Schluchzend sackte Bill Conolly zusammen. Er war am Ende seiner Kraft.

Bill wußte nicht, wie lange er so gelegen hatte, als ihn ein Quietschen wieder in die Wirklichkeit riß.

Unendlich langsam hob Bill den Kopf. Vier Indios hatten sein Gefängnis betreten. Zwei hielten Fackeln in den Händen.

Die Männer zogen Bill kurzerhand hoch.

»Wo bringt ihr mich hin?« flüsterte er.

Die Indios gaben keine Antwort. Sie schleiften Bill durch ein Wirrwarr von Gängen und brachten ihn schließlich in eine große Höhle, die schwach erhellt war.

Das Licht kam von einem Stein. Er war aus einem Material, das Bill noch nie gesehen hatte.

Der Stein leuchtete von innen. Eine geheimnisvolle, magische Kraft schien von ihm auszugehen. Bills Augen wurden unwillkürlich von diesem Stein angezogen.

Atmen drang an Bills Ohr. Mit Gewalt riß der Reporter seinen Blick von dem Stein los und wandte den Kopf.

Da sah er seine Leidensgenossen. Sie lagen wie er auf dem nackten Felsboden. Walter Neumann hatte es am schwersten erwischt. Sein Körper wand sich in konvulsivischen Zuckungen Jack Bancroft lag da wie tot. Nur sein gepreßter Atem war zu hören. Jim Donovan murmelte irgend etwas vor sich hin. Ihm schienen die letzten Ereignisse in den Kopf gestiegen zu sein.

Nur mühsam konnte Bill Conolly das nackte Entsetzen unterdrücken.

Bill starrte wieder auf den Stein. Und je länger er ihn ansah, um so mehr wurde er in dessen Bann gezogen. Bill hatte das Gefühl, als würde sich der Stein bewegen, sich verformen.

Grinsende Totenschädel kamen aus ihm gekrochen, bleiche Krallenfinger näherten sich seinem Gesicht, eine ferne Musik ertönte. Deprimierend, melancholisch. Die Toten lockten. Komm, Bill Conolly. Komm mit in unser Reich. Dann veränderten sich die Schädel, wurden zu Gesichtern, bekannten Gesichtern. Bill sah seine verstorbene Mutter, seinen Bruder… Sie alle schienen sagen zu wollen, komm, komm zu uns.

Bill Conolly fühlte plötzlich einen beißenden Schmerz in seinen Handballen. Als er mit den Fingern nach der Quelle des Schmerzes tastete, waren sie verklebt. Bill Conolly hatte sich in der ganzen Aufregung die Fingernägel in die Handballen gedrückt.

Dieser Schmerz brachte ihn aber auch wieder zurück in die Wirklichkeit.

Vergessen waren die Gesichter, die Gestalten aus dem Totenreich.

Bill sah nur noch den Stein. Diesen verfluchten Stein, der ein Überbleibsel der Hölle sein mußte.

Bill schloß die Augen. Als er sie wieder öffnete, entdeckte er die Gestalt. Sie stand hinter dem Stein.

Im ersten Augenblick zuckte Bill Conolly zusammen. Doch dann raffte er sich auf, konzentrierte sich voll auf diese Erscheinung.

Diese unheimliche Gestalt war ein Mann. Lange, strähnige und weiße Haare umrahmten ein Gesicht, das nur aus Pergament zu bestehen schien. Zwei Augen glühten wie Feuer.

Augen, die jeden zu durchbohren schienen.

Die Gestalt hob die Arme. Dabei rutschten die weiten Ärmel des langen weißen Umhangs zurück. Bill Conolly sah Hände, die schon mehr Totenfingern ähnelten.

Die Gestalt begann zu sprechen. Mit dröhnender, klarer Stimme. »Ihr seid meine neuen Opfer. Ihr werdet dem Herrn der Toten dienen. Der Stein gibt euch die Kraft. Ihr werdet in die Welt gehen, um plötzlich ein anderer zu sein. Ihr werdet morden und kämpfen für die Mächte der Finsternis. Steht auf.«

Bill Conolly erhob sich genau wie die anderen. Nur richtete er seinen Blick krampfhaft an dem Herrn der Toten vorbei. Er wollte nicht in diesen magischen Bann geraten.

»Faßt euch bei den Händen!«

Ein Halbkreis wurde um den Stein gebildet. Bill konnte erkennen, daß sein rechter Nachbar Walter Neumann war. Links hatte er keinen. Bill bildete das eine Ende der Reihe.

»Seht diesen Stein an«, ertönte wieder die Stimme des Herrn der Toten. »Er ist vor Jahrtausenden von den Göttern auf die Erde gebracht worden. Seine geheimnisvolle Kraft hat er nicht verloren. Sie war nur eingeschlafen. Ich habe sie wieder erweckt.«

Die Stimme des Herrn der Toten wurde lauter, hektischer. Seine Krallenfinger näherten sich der Oberfläche des Steines.

Bill Conolly sah die spitzen bleichen Fingernägel, die dünne Pergamenthaut, die sich über die Knochen spannte, und er fühlte auf einmal ein seltsames Brennen in seinem Körper. Es war, als würde eine andere Person in ihn eindringen. Ein zweites Ich wollte sich seiner bemächtigen.

Ein böses Ich.

Bill sah immer noch die Hände. Er wollte etwas sagen, doch eine unsichtbare Kraft hielt ihn zurück. Automatisch zog er seine Hand von Walter Neumann zurück, und sofort ging es ihm besser.

Sein eigenes Ich kam jetzt mehr durch. Bill Conolly sah wieder klarer.

Er sah aber auch das kalte blaue Feuer, das plötzlich über dem Stein schwebte.

Wie ein glühender Ring lag es in der Luft. Erhellte die Gesichter der Anwesenden…

»Mein Gott!« Bill Conolly schrie die Worte heraus. Er hatte Walter Neumann gesehen, oder war er schon ein anderer?

Neumanns Gesicht hatte nichts Menschliches mehr an sich. Es nahm Form und Gestalt eines Affen an.

Ein Tier hatte von Walter Neumanns Körper Besitz ergriffen!

Die Verwandlung ging immer schneller. Die Kleidung platzte auseinander. Der Mensch schrumpfte zusammen. Fell hatte den Platz der Haut eingenommen. Gräßliche Laute drangen aus dem Mund.

Bill wich unwillkürlich einen Schritt zurück. War Walter Neumann der einzige, den der Herr der Toten verwandelt hatte?

Bill wollte etwas sagen, doch sein Mund gehorchte ihm nicht mehr. Er sah die knochige Hand dicht vor seinen Augen und wußte nur eins: Jetzt bist du dran.

Noch einmal raffte Bill Conolly allen Willen zusammen, er riß seinen rechten Arm hoch und versuchte die Faust in das schreckliche Gesicht zu schlagen.

Das hämische Lachen drang ihm durch Mark und Bein.

Bill Conolly fühlte nur, daß er ausrutschte, sah das kalte blaue Feuer dicht vor seinen Augen, spürte die unendlichen Schmerzen, die seine Brust zusammenzogen, sah noch einmal den grinsenden Schädel des Herrn der Toten, und dann setzte bei ihm alles aus.

***

Die beiden Indios entdeckten John zuerst.

Sie stießen gutturale Laute aus, die Goran herumfahren ließen.

Doch da schmetterte ihm John schon den Kolben der Pistole durch das entstellte Gesicht.

Goran, dieses Untier, taumelte zurück. Ächzende Laute drangen aus seinem Mund.

John Sinclair setzte nach. Er konnte und durfte keine Rücksicht nehmen, Dieser Goran war kein Mensch. Er besaß keine Gefühle, nicht? Nur ein Drang beherrschte ihn: Töten.

Wieder schlug John zu. Goran brach zusammen. John Sinclair wollte zum letzten, alles entscheidenden Schlag ausholen, als ihn die beiden Indios angriffen. Sie hatten sich jetzt erst von ihrem Schreck erholt.

Sie benutzten die Pechfackeln wie Keulen. Nur durch eine blitzschnelle Drehung entging John Sinclair einem sensenden Hieb.

Der Indio torkelte durch seinen eigenen Schwung vorwärts. John trat ihn in die Hüfte.

Der zweite Indio traf ihn mit der Pechfackel gegen die Brust. John flog gegen die Felswand. Sein Hemd schwelte.

Mit der linken Hand schlug der Scotland-Yard-Inspektor die Funken

aus, während seine rechte Hand, die immer noch die Waffe hielt, hochzuckte.
John Sinclair schoß.
Der Indio bekam die Kugel in den Oberschenkel. Die Fackel fiel ihm aus der Hand.
Ehe John zur Besinnung kam, hatte Goran die Chance genutzt. Seine riesige behaarte Pranke hatte sich um den Fackelstiel gekrallt. Brüllend taumelte Goran auf John zu.
»Stehenbleiben!« schrie John.
Goran wankte weiter.
John blieb keine andere Möglichkeit mehr. Er drückte ab. Zweimal.
Die Kugeln stoppten Goran kaum. Sie hatten ihm zwar die Schultern durchschlagen, konnten ihn aber nicht aufhalten.
Seine Hand mit der Fackel schnellte vor.
Im letzten Augenblick ließ sich John auf die Knie fallen.
Der Schlag pfiff über ihn hinweg, und die Fackel prallte gegen die Felswand. Funken stoben auf.
John rollte sich zur Seile und schnellte sofort wieder hoch.
Er packte Gorans Handgelenk, riß es herum.
Das Ungeheuer brüllte auf, ließ die Fackel fallen.
Blut lief an seinen Armen herab. Die Wunden mußten schmerzen. Jeder normale Sterbliche wäre schon erledigt gewesen.
John nahm Gorans Arm in den Polizeigriff. Das Ungeheuer ging in die Knie. John ließ Goran plötzlich los.
Das Ungeheuer taumelte. Und genau darauf hatte John gewartet. Ein mit unheimlicher Wucht geführter Handkantenschlag traf Gorans ungeschützten Nacken.
Das Untier brach zusammen.
John atmete auf und bückte sich nach seiner Pistole. Er lud sie sofort nach.
Reservemunition hatte er bei sich. John schnappte sich auch seine Taschenlampe. Ihr starker Strahl leuchtete die Höhle aus.
Die beiden Indios hatten sich angsterfüllt in eine Ecke verkrochen. Für sie war John wohl eine Art Fabelwesen, denn Goran hatte noch niemand besiegt.
Viola Wayne und Kenneth Hawk sahen John aus weit aufgerissenen Augen an.
Der Scotland-Yard-Inspektor versuchte zu lächeln, doch es wurde nur eine Grimasse daraus.
»Wer – wer sind Sie?« stammelte Kenneth Hawk.
»Das wissen Sie nicht? Wir haben uns doch in London kennengelernt.«
Kenneth Hawk senkte den Kopf.
»London – was ist das? Mein Gott, wie lange war ich schon nicht

mehr da. Welchen Monat haben wir? Welches Jahr?«

Viola Wayne hockte am Boden und sagte nichts. Heftiges Schluchzen schüttelte ihren Körper.

Kenneth Hawks Aussage schockierte John Sinclair. Er dachte blitzschnell nach. Dann sagte er: »Mr. Hawk, ich erzähle Ihnen jetzt eine Geschichte, die Sie mir glauben müssen. Sie hat sich so zugetragen.«

Hawk nickte.

John berichtete etwa zehn Minuten lang. Er sah, daß Hawks Gesicht immer mehr zusammenfiel, wie sich namenloses Entsetzen in seinen Augen widerspiegelte.

»Hören Sie auf!« schrie er plötzlich. »Das gibt's nicht. Nein, ich war immer hier. Ich – ich…« Er versuchte John an die Kehle zu fahren.

John Sinclair schlug ihm mit der flachen Hand ins Gesicht. Zweimal. Das war die wirkungsvollste Methode.

Kenneth Hawk wurde plötzlich ganz ruhig. Schweißgebadet ließ er sich zurücksinken. John überzeugte sich, daß ihm von den Indios keine Gefahr drohte und auch Goran noch bewußtlos war, und wandte sich wieder an den völlig gebrochenen Hawk.

John hatte seine Lampe längst ausgeknipst. Nur noch die auf dem Boden liegenden Fackeln brannten.

John Sinclair faßte Hawk an beiden Schultern. Eindringlich redete er auf ihn ein.

»Materialisation… Was ist das?« flüsterte der Mann leise.

»Das versuche ich Ihnen jetzt zu erklären. Wie weit können Sie sich zurückerinnern?«

»Wir waren in einem Hotel. Unsere Gruppe, sieben Leute. Wir warteten auf die Jeeps, damit wir unsere Reise starten konnten. Dann, mitten im Gebirge, wurden wir überfallen. Von Indios. Sie verschleppten uns in diesen Berg. Sie sprachen immer vom Herrn der Toten. Ich lernte ihn hier kennen. Und von da ab weiß ich nichts mehr. Ich hatte plötzlich starke Kopfschmerzen und wachte schließlich in irgendeiner Höhle wieder auf. Dann kam dieses Ungeheuer und schleppte uns ab. Wir waren die letzten, die noch übriggeblieben sind. Die anderen wurden schon geköpft. Ihre Schädel hängen hier.« Hawks Stimme versagte.

John nickte bestätigend. Genauso hatte er sich die Sache vorgestellt.

John ließ dem Mann ein wenig Zeit, um sich zu beruhigen. Dann fuhr er fort. »Nach der Hypnose, Mr. Hawk, hat dieser Herr der Toten Sie völlig in seinen Bann gehabt. Er hat sie durch Gedanken wieder nach London materialisiert, allerdings waren sie nicht mehr Sie selbst, sondern in Ihnen steckte das Böse. Nur dem Äußeren nach waren Sie noch Kenneth Hawk. Ihre Seele, Ihr Innerstes, war dem Teufel geweiht. Es brauchte nur ein gewisses Ereignis einzutreten, um die

Umwandlung bei Ihnen zu vollziehen. Dieses Ereignis war das kalte blaue Feuer. Sie wurden zu einer mordenden Bestie, die sich hinterher, nachdem man Sie getötet hatte, auflöste. Sie materialisierten wieder in Ihren Körper zurück.«

Kenneth Hawk sah John Sinclair starr an. »Ich begreife das nicht«, hauchte er.

»Es ist auch unbegreiflich. Aber glauben Sie mir, es gibt Dinge auf der Welt, die niemand erklären kann. Selbst die Wissenschaft ist noch machtlos. Und dazu gehört auch das Gebiet der Materialisation oder Seelenwanderung. Ein Toter, der schon vor zig Jahren gestorben ist, kann wieder von Ihnen Besitz ergreifen. Diese Fälle sind vorgekommen, Mr. Hawk.«

Kenneth Hawk schüttelte sich »Ich habe gemordet«, krächzte er. »Ich… Das ist doch nicht möglich. Wie…«

John legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter. »Nicht Sir haben gemordet, sondern die Kreatur, die in Ihnen steckte. Aber lassen wir das. Ich muß Sie so schnell wie möglich in Sicherheit bringen. Moment…« John ging zu Goran. Als er sich über das Ungeheuer beugte, sah er, daß Goran tot war.

Woran er gestorben war, konnte John im Augenblick nicht sagen.

Kenneth Hawk redete inzwischen auf Viola Wayne ein. John sah, daß die Frau ein paarmal heftig nickte.

John ging wieder zu den beiden hin und erklärte ihnen den Weg nach draußen. Auch von Ramon Menderez sprach er.

»Sollen wir Hilfe holen?« fragte Kenneth Hawk.

John schüttelte den Kopf. »Das wird wohl keinen Zweck haben. Bis zur nächsten Ortschaft sind es bestimmt 50 Meilen. Und dort würde man Ihnen nicht glauben. Mein Vorschlag ist, Sie verstecken sich draußen, bis ich zurückkomme.«

Kenneth Hawk lächelte gequält. »Und wenn sie nicht kommen?«

»Dann müssen Sie sich allein durchschlagen. Viel Glück.« John gab ihm Menderez' Waffe.

Kenneth Hawk faßte Viola Wayne am Arm und ging zu der Strickleiter. Eine Fackel hatte er sich mitgenommen, John Sinclair nahm die andere Fackel. So konnte er seine Taschenlampe schonen.

Der Scotland-Yard-Inspektor betrat den Geheimgang, durch den vorhin Goran und die beiden Indios gekommen waren.

Der Gang war eng, und John mußte den Kopf einziehen.

Immer tiefer drang John Sinclair in den Berg ein. Es war der Weg in die Hölle…

***

Wahnsinnige Schmerzen wüteten in seinem Körper. Jeder einzelne Knochen schien in Feuer zu liegen. Grauenhaft.

Bill Conolly stöhnte.
»Ist Ihnen nicht gut, Sir?«
Bill schüttelte den Kopf. Verwirrt öffnete er die Augen.
Er sah in das anmutige Gesicht eines hübschen Girls mit langen blonden Haaren. Auf dem Kopf saß ein flottes Käppi, wie es die Stewardessen tragen.
Bill faßte sich an den Kopf. »Ich… ich… Wo bin ich hier?«
»Aber Sir.« Die Stewardeß lächelte mitleidig. »Sie befinden sich auf dem Flug von New York nach London, in der First Class eines Jumbo-Jets. Haben Sie irgendwelche Wünsche?«
Bill schien ihre Worte gar nicht zu hören. Langsam bewegte er die Lippen. »Aber die Höhle. Der Herr der Toten«, flüsterte er. »Ich war doch in der Höhle.«
Die Stewardeß wich erschrocken zurück, als sie Bills Augen sah.
»Möchten Sie nicht doch einen Whisky?« stotterte sie hilflos.
»Nein danke«, erwiderte Bill, schon wieder geistesabwesend.
Die Stewardeß zog sich zurück. Bill Conolly sah sich um. Die 1. Klasse war nur mäßig besetzt. Die meisten Fluggäste saßen an der Bar, die zur Einrichtung dieses Riesenvogels gehörte.
Bill trug auch nicht mehr seine Khakikleidung, sondern einen normalen Straßenanzug mit modischen breiten Revers.
Er suchte in den Taschen nach Geld, Papieren, Feuerzeug, Zigaretten, alles war vorhanden. Aber zum Teufel noch mal, was war geschehen?
Das Flugticket. Es mußte ja auch dasein.
Bill suchte zehn Minuten vergeblich.
Kalter Schweiß stand plötzlich auf seiner Stirn. Er flog ohne Karte. Bei den heutigen Sicherheitsmaßnahmen auf den Flughäfen war es unmöglich, als blinder Passagier in ein Flugzeug zu gelangen. Er mußte in den Jumbo gekommen sein, als sich dieser schon in der Luft befand.
Hineinmaterialisiert!
Dieser Gedanke ließ Bill Conolly fast das Herz stocken. Ihm war es ergangen wie den anderen. Wie Chester Davies, Viola Wayne und Kenneth Hawk. Er war ein Gefangener des Herrn der Toten.
»Mein Gott«, stöhnte Bill und erhob sich.
Er ging zur Bar, setzte sieh auf einen Hocker. Bei dem Mixer bestellte er einen doppelten Whisky.
Die Stewardeß kam vorbei und blickte ihn verwundert an.
»Geht es jetzt wieder besser?« fragte sie lächelnd.
»Ja, danke.«
Wenn du wüßtest, dachte Bill. Er kippte den Whisky mit einem Zug.
Was sollte er machen? Sich stellen? Man würde ihm kaum glauben.
Und überhaupt, bis London mußte er sowieso mitfliegen. Der Herr der Toten mußte doch einen bestimmten Grund gehabt haben, ihn in

dieses Flugzeug zu materialisieren…

Bill Conolly ahnte Schreckliches.

»Hallo Bill.«

Eine bekannte Stimme ließ den Reporter herumfahren.

»Du?« staunte er.

Vor ihm stand Jane Corby.

Jane lächelte ihn an. Sie trug einen azurblauen Hosenanzug, der ihre Figur eng umschmiegte. Man konnte erkennen, daß sie darunter höchstens einen Slip anhatte.

Bill lächelte verloren. »Was soll das?«

Jane drängte sich neben ihn. »Der Herr der Toten hat uns geschickt. Wir sind seine Diener, Bill.«

Bill Conolly nickte. Er wunderte sich auf einmal darüber, wie wenig es ihm ausmachte, über diese Dinge zu reden. Ja, sie gehörten praktisch schon dazu.

»Bestell mir auch etwas«, sagte Jane.

Bill tat es. Er fragte erst gar nicht danach, wie Jane so plötzlich hergekommen war.

Ihm war es auch egal. Es war ihm alles egal.

Jane prostete ihm zu. Ihre Augen glitzerten seltsam.

Ob ich auch diesen Blick habe? fragte sich Bill.

Neben ihm hockte ein schwitzender Geschäftsmann auf dem Hocker. Er schüttete laufend Wodka in sich hinein.

»Nur so ist der verdammte Flug zu ertragen«, sagte der Mann. Er hatte eine Stimme wie Sandpapier.

Bill wollte nicht unhöflich sein. »Ja, Sie haben recht«, erwiderte er.

Der Mann bestellte sich noch einen. »Wissen Sie, Mister«, sagte er, »jetzt bin ich schon so oft geflogen. Aber glauben Sie, es ist einmal was passiert? Eine Entführung oder so? Nichts. Immer nur Langeweile.«

»Ich könnte mir etwas Besseres vorstellen als eine Flugzeugentführung«, erwiderte Bill.

»Ach nee!« Der Kerl nickte. »Hab’ ich mir’s doch gedacht. Sie gehören wohl auch zu den Hosenscheißern, die ewig Angst haben? Meinetwegen sollen die Kerle mal kommen. Denen würde ich es zeigen. Die würden die Hölle von oben und unten sehen. Die…«

Bill ließ den Mann reden. Er spürte plötzlich einen seltsamen Druck im Kopf. Als er Jane anblickte, sah er, wie sie lächelte.

»Es ist gleich soweit.«

Bill wurde der Kragen zu eng. Nervös wischte er sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

Wieder setzten die Schmerzen ein. Sein ganzer Körper schien unter einem ungeheuren Druck zu stehen »Eh, Mister, was…« Der Mann neben ihm stieß Bill an. Mühsam wandte ihm Bill den Kopf zu.

»Sie sind ja besoffen«, giftete der Kerl. »Wer nichts vertragen kann, sollte nicht saufen, Sie Idiot.«

Die Schmerzen wurden immer stärker. Bill merkte, wie eine andere Person von ihm Besitz ergreifen wollte, wie sein eigenes Ich hinausgedrängt wurde.

Dann sah er das kalte blaue Feuer.

Es schwebte unter der Decke des Flugzeuges.

Das Zeichen des Herrn der Toten!

Noch hatte niemand der anderen Passagiere es bemerkt.

Bill streckte die Hand aus. Seine Finger! Sie waren dicker geworden. Rötlichblonde Haare sprossen darauf.

Bill sah Jane Corby an. Doch da gab es keine Jane Corby mehr. Bill sah sich einer älteren Frau gegenüber, die ihn mit offenem Mund anstarrte.

Die Gäste an der Bar wurden unruhig. Sie hatten das Schauspiel natürlich mitbekommen.

Eine Frau kreischte auf. »Da verwandelt sich jemand.«

Alles starrte Bill an.

Bill selbst stieß seltsame Laute aus. Er merkte, wie sein Gesicht sich verzog. Einen Spiegel. Hätte er doch nur einen Spiegel gehabt!

Das kalte Feuer senkte sich über die Bar.

Schreiend stoben die Passagiere davon. Selbst der Mixer verließ fluchtartig sein Domizil.

»Ihr seid dem Teufel verschworen!« dröhnte die Stimme des Herrn der Toten.

Von Panik geschüttelt rannten die Menschen aus der 1. Klasse.

Sie sahen das kalte blaue Feuer nicht mehr, das sich verdichtete, sich über Jane und Bill legte.

Es zog sie ganz in seinen Bann.

Weg waren auf einmal die Schmerzen. Bill fühlte sich wieder leicht und frei. Er konnte denken, doch er dachte nur Böses.

Da sah er das Schwert.

Es war aus der Höhle in das Flugzeug materialisiert worden.

»Töte«, flüsterte hinter ihm Jane Corby. »Töte!«

Bill Conolly ging. Wie ein Roboter. Er stieg die Treppe zur Touristenklasse hinunter.

»Da ist er!« rief die Stewardeß aufgeregt. Am Ende der Treppe hatten sich die Passagiere versammelt. Auch der Flugkapitän stand dort.

»Bleiben Sie stehen, Mister!« sagte er.

Bill ging weiter. Wie ein Uhrwerk. Schritt für Schritt näherte er sich den Menschen.

Der Flugkapitän erfaßte als erster die Gefahr. »Lauft weg!« schrie er. »Bringt euch in Sicherheit! Dieser Mann ist wahnsinnig!«

Die Passagiere gehorchten.

Noch zwei Stufen, dann hatte Bill das Ende der Treppe erreicht.
Der Flugkapitän wich zurück. »Ich sage Ihnen noch einmal, Sie sollen…«
Bill schlug zu.
Der Flugkapitän entging nur durch einen Reflex dem tödlichen Schlag.
Bill Conolly kümmerte sich nicht mehr um ihn, er sah jetzt die Passagiere, die sich ängstlich zurückdrängten.
Bill sah eine Frau, die noch zwischen den Sitzen hing. Seine Augen leuchteten.
Gnadenlos stieß er zu.
Die Frau brach zusammen.
Beherzte Männer sprangen Bill Conolly entgegen. Bill tötete einen von ihnen und verletzte zwei andere.
Der Kerl, der vorhin an der Bar so geprahlt hatte, hatte sich in die hinterste Ecke verzogen.
»Mörder!« Dieser Schrei ließ Bill herumfahren.
Im Gang kauerte der Flugkapitän. Er hielt eine Pistole in der Hand. Er mußte sich die Waffe eben besorgt haben.
Bill Conolly ging auf ihn zu.
Noch zögerte der Flugkapitän, zu schießen. Er wußte, wenn eine Kugel die Verkleidung des Jets durchschlug, dann waren sie alle verloren.
Bill ging weiter. Wie eine Marionette. Das blutige Schwert in der Hand.
Da schoß der Flugkapitän. Dreimal.
Die Kugeln stoppten Bill Conolly, warfen ihn zurück. Ein letztes Ächzen drang über seine Lippen, dann schlug er zu Boden.
Der Flugkapitän wischte sich den Schweiß von der Stirn. Mein Gott, er hatte noch nie einen Menschen umgebracht, aber in diesem Fall…
Er sah die Gesichter der Passagiere, die ihn entsetzt anblickten.
Der Flugkapitän wollte nach der Leiche sehen, als er glaubte, eine eisige Hand presse ihm das Herz zusammen.
Der Tote löste sich auf. Keiner der Menschen brachte ein Wort über die Lippen. Sie alle hatte das Grauen gepackt.
Der Tote verschwand buchstäblich vor ihren Augen. Erst die Hände, die Arme, der Oberkörper, die Beine…
Zum Schluß waren nur noch der Kopf und das Schwert da.
Eine ältere Frau wurde ohnmächtig, als sie dieses schaurige Bild sah.
Es hatte den Anschein, als würden sich die Lippen des Toten noch einmal zu einem widerlichen Grinsen verziehen, dann war auch der Schädel verschwunden.
Noch immer standen die Passagiere schreckensstarr, als wieder eine Gestalt die Treppe herunterkam.

Es war eine Frau. Man hatte sie hier noch nie gesehen. In ihrer Hand hielt sie eine Maschinenpistole mit einer großen Trommel, wie man sie in den dreißiger Jahren hatte.

»Das ist Ma Barker, die Gangsterchefin«, flüsterte ein älterer Mann.

»Aber die ist doch schon lange tot«, sagte seine Frau.

»Ja. Aber heute stehen die Toten wieder auf.«

Jane Corby, denn niemand anders als sie war Ma Barker, blieb auf der zweitletzten Stufe stehen.

Sie hob die Maschinenpistole etwas an…

»Nicht schießen! Um Gottes willen, nicht schießen!« rief der Flugkapitän; wie von Sinnen und rannte auf die Frau zu.

Jane Corby drückte eiskalt ab.

Die Kugeln fetzten durch die Maschine, durchschlugen die Außenhaut…

Tödliche Druckverhältnisse entstanden.

Sekundenlang währte die Panik der Menschen. Und während der Jumbojet ins Meer stürzte, meinte man noch das irre Lachen der Jane Corby zu hören.

Der Herr der Toten hatte wieder gesiegt.

***

John Sinclair preßte sich mit angehaltenem Atem in eine kleine Nische. Von hier aus konnte er die große Höhle gut überblicken.

John hatte die Fackel längst weggeworfen. Er war einfach den Gang weitergegangen und schließlich hier gelandet.

Dumpfer, monotoner Gesang füllte die Höhle. Es waren Indios, die an den Wänden standen und ihre uralten, überlieferten Lieder sangen.

In der Mitte der Höhle stand ein Stein, von dem ein fluoreszierendes blaues Licht ausging.

Das Licht reichte gerade aus, um drei Bekannte erkennen zu können. Jack Bancroft, Walter Neumann und Jim Donovan. Walter Neumann war wieder von dem Herrn der Toten zurückverwandelt worden.

Die drei Männer knieten vor dem Stein. Ab und zu stießen sie heisere Laute aus.

John Sinclair schluckte. Wo befanden sich Bill Conolly und die beiden Girls? Waren sie schon tot? Angst um die Freunde kroch langsam in John Sinclair hoch.

Das Licht über dem Stein wurde stärker. Und dann hörte John Sinclair die Stimme.

»Jetzt werden Sie ihre erste Prüfung bestehen!«

Die Stimme füllte die gesamte Höhle aus, übertönte den Gesang der Indios.

Vergeblich suchte John Sinclair nach dem Sprecher der Worte. Der Herr der Toten – John war sicher, daß niemand anders gesprochen

hatte – mußte sich irgendwo versteckt halten. Aber was hatte er mit seinen Worten gemeint?

Sollten Bill und die beiden Girls…

John Gesicht verhärtete sich. Seine Hand tastete nach der Pistole. Doch auf halbem Weg blieb sie hängen. Das Schauspiel, das sich John darbot, nahm ihn zu sehr gefangen.

Eine hagere Gestalt tauchte plötzlich aus dem Hintergrund der Höhle auf.

Der Herr der Toten!

Er trug eine weiße lange Kutte. Strähnige helle Haare umrahmten sein Gesicht.

Mehr konnte John nicht erkennen.

Der Herr der Toten blieb vor dem Stein stehen. Er hob beide Hände. Dann begann er in einer John unbekannten Sprache zu reden. Die Laute klangen kehlig und abgehackt. Es mußte ein uralter Maya-Dialekt sein.

Die Stimme des Herrn der Toten steigerte sich. Sie wurde lauter, hektischer.

John sah, daß gleichzeitig der Stein an Leuchtkraft zunahm. Es wurde fast taghell in der Höhle.

Die Indios hatten aufgehört zu singen. Gebannt starrten sie auf die Szene.

Dann sah John wieder das blaue kalte Feuer. Es schwebte wie ein funkensprühender Reif in der Höhle.

Der Herr der Toten streckte seine Arme gegen dieses Feuer. Er schrie irgend etwas.

Das Feuer wurde stärker. Verdichtete sich, nahm plötzlich Gestalt an…

John wandte den Kopf. Er konnte diese Leuchtkraft nicht mehr ertragen. Selbst die Nische, in der er hockte, wurde jetzt erhellt.

Die Stimme des Herrn der Toten überschlug sich. John hörte einen gräßlichen Schrei, und dann war Stille. Tödliche Stille.

John wartete einige Sekunden, bis er den Kopf hob.

Zuerst konnte er nichts erkennen. Seine Augen mußten sich erst an die wechselnden Lichtverhältnisse gewöhnen.

Plötzlich hatte John das Gefühl, als würde eine eiskalte Hand seinen Rücken hinuntergleiten. Vor dem Stein lag eine männliche Gestalt.

Bill Conolly!

Wie war das möglich? Wie kam Bill hierher? Dann sah John Jane Corby.

Sie lag genau wie Bill auf dem Boden und rührte sich nicht mehr.

Waren sie tot?

Der Herr der Toten trat an die beiden heran und berührte sie mit den Fingerspitzen.

Als er sich wieder aufrichtete, hatte ein satanisches Grinsen sein Gesicht noch mehr verzerrt.

Er schrie irgend etwas den Indios zu.

Sieben, acht Männer sprangen auf die am Boden Liegenden zu, um sie wegzutragen.

Wenn ich jetzt nicht eingreife, dachte John, sind sie wohl für immer verloren.

»Halt!« Johns Stimme peitschte durch die Höhle und brach sich schaurig an den Felswänden.

Die Indios zuckten herum.

John Sinclair stand nur wenige Meter hinter ihnen. Die Waffe in seiner Hand glänzte matt.

Der Herr der Toten blickte ihn an.

Zum erstenmal sah John dessen Augen.

Sie waren wie glühende Punkte in dem faltigen, hohlwangigen Gesicht.

»Schick deine Leute weg!« zischte John, sprang blitzschnell vor, umklammerte mit dem linken Arm den hageren Körper des Mannes und drückte ihm die Pistolenmündung gegen die Schläfe.

Der Herr der Toten murmelte ein paar Befehle.

Die Indios zogen sich zurück.

»So ist es gut«, sagte John und zog seinen Gefangenen ein Stück zur Seite.

Die Indios blickten ihn haßerfüllt an. Sie trugen zwar keine Waffen, doch John war längst klar, daß er bei einer Auseinandersetzung zwar einige ausschalten konnte, er aber hinterher den kürzeren ziehen würde.

Er mußte so schnell wie möglich weg. Jedoch nicht ohne Bill Conolly.

Der Herr der toten kicherte leise.

»John Sinclair?« fragte er.

»Ja.«

»Mein Diener Ramon Menderez hat mir von Ihnen erzählt.«

»Dann wissen Sie ja auch, daß ich nicht spaße. Wir werden jetzt gemeinsam mit den anderen die Höhle verlassen.«

Der Herr der Toten kicherte wieder.

»Sie glauben doch nicht, daß Sie hier lebend herauskommen?«

»Das lassen Sie nur meine Sorge sein.«

Wie auf Kommando begann Bill Conolly sich zu bewegen. Er stützte sich auf beide Hände und schüttelte benommen den Kopf.

»Bill!« Johns Stimme klang eindringlich.

Es dauerte Sekunden, bis sich Bill Conolly gefangen hatte. Doch dann erkannte er John.

»Mein Gott, John, wie kommst du denn hierher?« Maßlose

Überraschung lag in Bills Augen.
»Das erzähle ich dir später. Komm hoch, wir müssen hier raus.«
»Ja, aber – das Flugzeug. Ich war doch vorhin… Und Jane – was ist mit ihr?«
»Jane nehmen wir mit. Komm endlich.«
»Sie ist meine Dienerin«, sagte der Herr der Toten dumpf. John Sinclair spürte plötzlich einen eiskalten Schauer über seinen Rücken laufen…
Bill Conolly kam langsam hoch. Er sah die verzerrten Gesichter der Indios und stellte sich neben John.
»Was ist mit den anderen?« fragte er flüsternd. Und im gleichen Atemzug:
»Mein Kopf. John, ich werde dir keine große Hilfe sein.«
Jetzt bewegte sich auch Jane Corby.
Der Herr der Toten murmelte einige Worte. Jane erhob sich. Ungelenk. Wie eine Puppe.
Auch Jack Bancroft, Walter Neumann und Jim Donovan setzten sich in Bewegung.
»Er hat sie hypnotisiert«, sagte Bill Conolly.
»Sag ihnen, sie sollen stehenbleiben«, zischte John dem Herrn der Toten ins Ohr.
»Nein. Sie werden euch töten. Sie bleiben nicht stehen!«
John befand sich in einer Zwickmühle. Sollte er abdrücken? Wenn er den Herrn der Toten erschoß, war alles erledigt. Wirklich alles? Würden ihn die anderen nicht dann doch hetzen?
»Zurück, Bill!« schrie John.
Er ging rückwärts und schleifte den Herrn der Toten mit. Nach einigen Schritten stießen sie gegen die Felswand.
Die Menge näherte sich langsam, aber stetig. An der Spitze Jane Corby.
Plötzlich stieß der Herr der Toten ein irres Gelächter aus. John drang es durch Mark und Bein.
»Sie alle sind meine Diener!« geiferte der Herr der Toten. »Auch wenn du mich erschießt, John Sinclair, wird meine Rache dich aus dem Jenseits treffen.«
John merkte, wie sich der Herr der Toten unter seinem harten Griff straffte, wie der Stein stärker zu glühen begann, eine magische Kraft ausstrahlte.
John Sinclair brach der kalte Schweiß aus. Fremde Gedanken versuchten in sein Gehirn zu gelangen. Die Pistole in der Hand wurde schwer wie Blei. Die Gestalten verschwammen vor seinen Augen. Neben sich hörte er Bill aufschreien.
Und immer wieder sah John Sinclair den Stein. Er ließ ihn nicht mehr los.

Feurige Kreise drehten sich vor Johns Augen. Seine Knie zitterten. Die Pistole fiel ihm aus der Hand.

John Sinclair sackte auf den Boden. Das letzte, was er sah, waren die verzerrten Gesichter der Indios und das höhnische, schreckliche Gesicht des Herrn der Toten.

Dann war auch dies verschwunden.

John Sinclair war bewußtlos. Er war dem Herrn der Toten wehrlos ausgeliefert…

***

Der Druck wurde immer stärker. Tonnenschwer lastete er auf seiner Brust.

John Sinclair bäumte sich auf. Ein qualvolles Stöhnen entrang sich seiner Kehle.

Dann war auf einmal alles vorbei. John konnte wieder frei atmen, sich bewegen. Fast wie von selbst öffneten sich seine Augen.

Er blickte in das maskenhaft starre Gesicht des Herrn der Toten.

Johns Blick glitt weiter. Er sah die Indios, die einen Kreis um ihn gebildet hatten und ihn drohend anstarrten.

Jane Corby stand mitten zwischen ihnen. Sie lächelte. Aber es war ein kaltes, gefährliches Lächeln.

John Sinclair kam sich unsagbar verloren vor.

Neben ihm lag Bill Conolly. Er hielt die Augen geschlossen und atmete heftig. Irgend etwas mußte ihn innerlich aufwühlen.

Der Herr der Toten machte eine knappe Handbewegung.

Drei Indios rissen John hoch. Seine Knie fühlten sich an, als wären sie mit Pudding gefüllt.

Der Herr der Toten lächelte wölfisch.

Sein knochiger Zeigefinger schoß vor und tippte gegen Johns Brust.

»Du wirst sterben, John Sinclair. Grausam sterben. Du hast versucht, in das Reich der Toten einzudringen. In mein Reich. Noch nie ist hier jemand lebend herausgekommen, wenn ich es nicht wollte.«

John Sinclair senkte den Kopf. Es sah aus, als hatte er tatsächlich aufgegeben. Doch das täuschte. John wollte die anderen nur in Sicherheit wiegen.

»Darf ich noch Fragen stellen?« erkundigte er sich leise.

Der Herr der Toten zog seinen Finger zurück. »Sicher«, erwiderte er großzügig. »Bevor du endgültig stirbst, soll dein Wissensdurst gestillt werden. Frage.«

John hob den Kopf. »Was hast du mit Jane Corby gemacht – und vor allen Dingen, wo ist Gloria Simpson?«

Der Herr der Toten wandte seinen Kopf nach rechts. »Rede du, Jane!«

Jane Corby glitt einen Schritt vor. John studierte ihr Gesicht, und er kam zu der Überzeugung, daß das eine andere Jane Corby war als die,

die er gekannt hatte. Janes hübsches Gesicht hatte sich verändert. Es war nur noch ein Abklatsch ihres früheren Aussehens. Ein wildes Feuer loderte in ihren Augen, als sie John antwortete.

»Ich bin die Dienerin des Herrn der Toten. Mein Platz ist hier. Ich werde oft in die Welt zurückkehren, um neue Opfer zu suchen. Ich werde in vielen Gestalten kommen. Vielleicht auch in deiner, John Sinclair. Ich werde immer und immer geboren werden. Hier ist meine Aufgabe.«

»Was ist mit Gloria Simpson?« drängte John.

»Sie ist tot!«

John schluckte. »Warum?«

»Ich habe sie umgebracht. Erstochen. Es war meine erste große Prüfung.«

John Sinclair stockte der Atem. Mein Gott, das war doch nicht möglich. Gloria Simpson und Jane Corby waren die besten Freundinnen gewesen. Und jetzt dies.

John sah Jane Corby nur an. Sie wich seinem Blick nicht aus. Im Gegenteil, sie forderte ihn noch förmlich heraus.

Die Indios hatten John losgelassen. Er fühlte sich wieder relativ frisch. Bill Conolly war in der Zwischenzeit auch aufgestanden. Er stand neben John. Schwankend wie ein Schilfrohr im Wind.

»Ich war dabei, John«, sagte Bill Conolly leise. »Ich habe gesehen, wie Jane Corby Gloria Simpson umgebracht hat. Es war schrecklich. Aber ich kann nicht richten, John. Ich habe selbst auch Schuld auf mich geladen. Ich war nicht mehr ich. Ich war in einer anderen Welt.«

»Schon gut, Bill.«

John wandte sich wieder an den Herrn der Toten. Der zog soeben Johns Pistole aus seinem Umhang und warf sie nach hinten in die Höhle. »So etwas brauchen wir nicht.«

»Sicher«, erwiderte John. »Sie können ja auch Waffen materialisieren.«

»Ja, Sinclair. Das kann ich. Ich kann aber auch mit den Toten Verbindung aufnehmen und ihren Geist und ihre Gestalt in lebende Menschen hineindringen lassen.«

»Wo kommen Sie her?« fragte John.

»Ich bin hier geboren worden. In Mexiko. Schon in der Schule war ich der Beste. Damals hatte man Angst vor mir. Ich konnte aus der Hand lesen. Ein Priester brachte mich auf eine höhere Schule. Ich lernte schneller als die anderen. Ich drang in die Geheimnisse der Magie ein, besorgte mir alte Schriften von den Ureinwohnern. Und eines Tages war es soweit. Ich konnte die Gedanken eines Lehrers beeinflussen. Durch einen unglücklichen Zustand habe ich mich dann selbst verraten. Man verbannte mich. Ich zog mich hier unten in mein Reich zurück und studierte allein weiter. Bis ich auf den Stein stieß. Er

gab mir die letzte Kraft, die ich noch brauchte. Nun werde ich mich an der Menschheit rächen. Ich werde die Gedanken der einflußreichen Leute ändern, sie Entschlüsse fassen lassen, die in das absolute Chaos führen. Nur ich und meine Getreuen werden überleben und eine neue Welt schaffen. Nach meinem Vorbild.«

»Sie sind ja wahnsinnig«, sagte John trocken.

Der Herr der Toten atmete schneller.

»Das darfst du nicht sagen. Man beleidigt mich nicht.«

»Entschuldige«, lenkte John ein.

Er wollte Zeit gewinnen, nichts als Zeit gewinnen.

»Wie machst du das alles?« fragte John Sinclair und gab seinen Worten den gewissen Anstrich der Bewunderung.

Der Herr der Toten lachte selbstgefällig. »Ich konzentriere meine Gedanken auf ein Lebewesen. Jeder Mensch besteht aus Molekülen. Und diese Moleküle schwingen, haben eine bestimmte Wellenlänge. Ich treffe mit meinen Gedanken genau diese Wellenlänge, lösche sie aus, und die Moleküle oder der Mensch verschwinden. Und wenn ich es bestimme, hole ich sie auch wieder zurück. Selbst auf die Menschen, die schon lange tot sind, kann ich mich konzentrieren. Ich allein habe die Macht!«

John Sinclair hatte ruhig zugehört. So etwas Ähnliches hatte er sich schon gedacht, er wollte es jedoch noch aus dem Mund des Herrn der Toten hören.

Neben ihm stöhnte Bill Conolly auf. Für ihn war das alles unbegreiflich. Er hatte die Hoffnung aufgegeben.

Jane flüsterte dem Herrn der Toten etwas ins Ohr. Zahnstummel wurden sichtbar, die durch das unruhige Flackern des kalten blauen Feuers, das noch immer über dem Stein lag, häßlich aussahen.

»Wie bist du hereingekommen, John Sinclair?« fragte der Herr der Toten gefährlich leise.

John grinste spöttisch. »Das war gar nicht schwer. Du fühltest dich zu sicher. Und das war dein Fehler. Wo ich reinkomme, kommen auch andere rein.«

»Ich will wissen, wie!« schrie der Herr der Toten.

»Errate doch mal meine Gedanken.«

Der Herr der Toten brüllte etwas, was John nicht verstand. Fast ein Dutzend Indios stürzten sich auf ihn. John Sinclair wehrte sich nicht. Seine Kräfte konnte er vielleicht später gebrauchen.

Ganz dicht trat der Herr der Toten an ihn heran. Deutlich erkannte John die Falten und Runzeln in dessen Gesicht. Der Mann mußte schon uralt sein.

»Beantworte meine Frage!«

John, der sich unter den harten Griffen der Indios wand, keuchte: »Sag erst, sie sollen mich loslassen.«

Eine Sekunde später war John frei. Dann berichtete er. Er erzählte auch von Gorans Ende.

Plötzlich unterbrach ihn der Herr der Toten mit einer knappen Handbewegung. In seinem Gesicht spiegelte sich eine ungeheure Erregung wider.

»Goran«, flüsterte er. »Er war mein Geschöpf. Ich habe ihn hoch in den Bergen gefunden. Er war der Letzte einer längst ausgestorbenen Rasse. Man hatte ihn für ein Tier gehalten. Er war verletzt, als ich ihn fand. Ich habe ihn gepflegt. Er war mein treuester Diener. Und du hast ihn getötet.«

John sah, wie der Herr der Toten sich verkrampfte, wie er förmlich nach Worten suchte…

In diesem Moment hing Johns Leben an einem seidenen Faden.

Dann geschah etwas, womit niemand rechnen konnte. Ein gellender Schrei schnitt wie ein Messer durch die Höhle. Eine Gestalt taumelte auf den Herrn der Toten zu.

Ramon Menderez!

Seine Hand zeigte auf John Sinclair. »Das ist er!« brüllte Menderez. »Er hat sie befreit.«

Menderez fiel auf die Knie. Er war völlig erledigt.

»Wen befreit?« Auch den Herrn der Toten hatte starke Erregung gepackt.

»Viola Wayne und Kenneth Hawk.«

Der Herr der Toten ruckte herum. »Warum hast du mir nichts davon gesagt?«

»Mußte ich das?« John grinste.

Sekundenlang starrte der Herr der Toten John Sinclair an. Dann schrie er plötzlich:

»Tötet ihn! Tötet ihn!«

***

Jane Corby war die erste, die sich auf John stürzte. Mit allen zehn Fingernägeln wollte sie ihm das Gesicht zerkratzen.

John Sinclair mußte sich verteidigen.

Seine Faust fuhr hoch und traf die Frau. Jane brach zusammen.

Schon waren die Indios da.

John konnte Bill noch einen Warnruf zuschicken, dann explodierte er.

Er jagte seine Fäuste den Gegnern entgegen.

Der Ansturm der Indios wurde gestoppt.

John sah, daß Bill auch mitmischte. Gerade schlug er einen Indio mit einer geballten Rechten k.o.

Durch das wilde Kampfgetümmel drangen die schrillen Befehle des Herrn der Toten.

John glitt immer weiter zurück. Er hatte sich ungefähr die Stelle gemerkt, wo seine Pistole gelandet war, die der Herr der Toten weggeworfen hatte.

Messer wurden gezogen. Die breiten Stahlklingen glitzerten im Licht des Steines.

John war zur Verteidigung bereit.

John bückte sich blitzschnell und riß dem Angreifer das Messer aus der Hand.

Er schleudert die Waffe einem anstürmenden Indio entgegen.

Seine Kumpane schrien auf. Ihre Arme zuckten hoch…

John hechtete durch die Luft. Zwei Messer pfiffen nur haarscharf an seinem Rücken vorbei.

John Sinclair kam mit der Schulter auf, rollte sich ab und sah plötzlich etwas blinken.

Seine Pistole!

Er riß die Waffe hoch, entsicherte sie blitzschnell, kniete sich hin und schoß.

Die Detonationen peitschten durch die Höhle. Zwei Indios brachen zusammen.

Die anderen stoppten.

John hetzte hoch. Er suchte den Herrn der Toten. Für ihn wollte er noch eine Kugel aufbewahren.

Er sah die hagere Gestalt in der langen Kutte durch die Höhle laufen.

John zog durch.

Er traf nicht. Sein Geschoß knallte gegen den Felsen und jaulte als Querschläger durch die Höhle.

Gellendes Gelächter drang an Johns Ohr. Der Herr der Toten hatte es ausgestoßen. Er stand mitten in der Höhle und deutete auf den Stein.

Für einen kurzen Moment nur wandte John den Kopf.

Der Stein hatte an Leuchtkraft zugenommen, war fast hell geworden. Alle standen wie angewurzelt, starrten nur den Stein an.

»Die Götter geben uns Nachricht!« schrie der Herr der Toten. »Wir sind nicht mehr allein! Sie werden uns helfen! Seht die Zeichen!«

John hatte die Gelegenheit genutzt. Er war geduckt durch die Höhle gehuscht und fast in den Rücken des Herrn der Toten gelangt. Als dieser nun aufhörte zu sprechen, sah John seine Chance.

Mit einem wahren Panthersatz war er hinter ihm und schlug dem Mann die Handkante in den Nacken. Der Herr der Toten brach zusammen.

John setzte ihm die Mündung der Pistole an die Schläfe.

»Wenn sich einer bewegt, schieße ich!« Nach Johns Worten war es fast totenstill in dem unheimlichen Gewölbe.

Bis sich Bill Conolly in Bewegung setzte. Mit unsicheren Schritten kam er auf John zu.

Seine Schulter blutete. Ein Messer hatte ihn dort getroffen.
»Alles okay, Bill«, grinste John.
»Und wohin?« fragte Bill Conolly.
»Kennst du den Weg nach draußen?«
»Ja.«
»Gut. Dann gehe schon vor. Ich komme mit meinem Gefangenen nach.«
»Soll ich nicht doch lieber…?«
»Geh schon, verdammt.«
»Beeil dich, John«, sagte Bill leise und verschwand in dem Gang.
John hatte nur noch zwei Kugeln in der Waffe. Jetzt hätte er noch gern Menderez Pistole gehabt.
Noch immer wagten die Indios sich nicht zu rühren. John Sinclair wollte nicht weggehen, ohne Walter Neumann, Jack Bancroft und Jim Donovan mitgenommen zu haben.
Laut rief John die drei Namen. Er bekam keine Antwort. Dann sah er, was passiert war.
Einer der Indios trat vor und schleifte einen Körper hinter sich her.
Es war Walter Neumann. Er war erstochen worden. Den anderen beiden war es auch nicht besser ergangen.
John preßte die Lippen zusammen.
Der Indio, der Walter Neumanns Leiche hinter sich hergezogen hatte, sprang plötzlich vor. Mit Riesensätzen hetzte er auf John Sinclair zu.
John schwenkte die Waffe hoch und schoß. Die Kugel traf den Indio schnell. Ohne einen Laut des Schmerzes brach er zusammen.
Doch diese Ablenkung hatte dem Herrn der Toten gereicht. Er mußte schon lange nicht mehr bewußtlos gewesen sein, denn er war plötzlich, als er die Pistolenmündung nicht mehr spürte, wie ein Wiesel auf den Beinen und rannte davon.
John reagierte etwas zu spät. Der Zipfel des Umhangs glitt ihm zwischen den Fingern durch.
Zwei, drei Meter Vorsprung reichten dem Herrn der Toten, um seine Diener wieder mobil zu machen.
Seine sich überschlagende Stimme hallte durch das Gewölbe.
Der Herr der Toten rannte auf den Stein zu. Gleichzeitig setzte sich die Meute auf John Sinclair in Bewegung.
Du hast noch eine Kugel, dachte John Sinclair.
Wenige Meter, dann hatten die Indios John erreicht.
Es war alles eine Sache von Sekunden.
John schoß fast aus der Hüfte. Seine Kugel warf den Herrn der Toten förmlich herum.
Er taumelte, verlor den Halt, kippte über den Stein…
Ein nahezu tierischer Schrei drang durch das Gewölbe. Die Indios, die die Szene mitbekommen hatten, warfen sich auf den Boden. Nur

John Sinclair stand noch aufrecht.

Langsam ging er auf den Herrn der Toten zu, der diesen Schrei ausgestoßen hatte.

Er lag halb über dem Stein. Aus seiner Wunde an der Brust quoll Blut.

John sah, wie das kalte blaue Feuer sich verdichtete, wie sich der Herr der Toten in unsagbaren Qualen wand…

Der teuflische Stein ließ ihn nicht mehr los.

Ein unmenschliches Stöhnen drang aus der Brust des Mannes. Sein halbgeöffneter Mund stieß Worte hervor, die John kaum verstehen konnte.

»Es – es… frißt… mich… auf. Das Feuer – das Höllenfeuer. Es zieht so… Ah…«

John sah die ruckenden Bewegungen, und plötzlich schien ihm eine eiskalte Hand das Herz zusammenzupressen.

Der Herr der Toten löste sich auf.

Er wurde eins mit dem kalten blauen Feuer.

Die Beine verschwanden, die Hüften, der Oberkörper, der Kopf…

Dann gab es den Herrn der Toten nicht mehr.

John Sinclair wischte sich über die Augen. Er spürte, wie seine Glieder zitterten.

Dann hörte er das Knirschen und Knacken.

Der Stein! Er zerplatzte.

Faustgroße Risse hatten sich gebildet. Qualm stieg daraus hervor. Das Licht wurde blasser, fahler.

Etwas fiel neben John auf die Erde. Ein Stück Felsen…

Die Höhle würde einstürzen.

John Sinclair rannte so schnell er konnte. Niemand versuchte ihn aufzuhalten.

Unten an der Strickleiter erreicht er Bill Conolly.

»Nichts wie weg!« schrie John. »Der verdammte Berg fliegt in die Luft!«

Die Männer beeilten sich. Überall hörten sie das Knacken und Knirschen.

Schweißgebadet und völlig erschöpft erreichten sie den Ausgang.

»Weiter!« hetzte John.

Draußen wurde es gerade hell. John hatte also eine ganze Nacht in diesem höllischen Berg verbracht.

Menderez’ Jeep! Er war jetzt ein Geschenk des Himmels. Falls der Wagen noch fahrbereit war.

John und Bill sprangen hinein. Der Schlüssel steckte noch. John startete. Der Motor sprang an.

John fuhr wie der Teufel. Er jagte nur so die Gange hoch.

Bald hatten sie die freie Ebene erreicht. Sie fuhren noch etwa einen

Kilometer, dann hielt John an.

»Was ist?« fragte Bill.

»Dreh dich mal um.«

Das tiefe Grollen drang bis zu den beiden Männern. Danach folgte ein ungeheures Krachen. Der Berg schien sich plötzlich zu öffnen. Tonnenschwere Felstrümmer wurden haushoch in die Luft geschleudert. Eine blaue Stichflamme stieg himmelwärts.

Es dauerte Minuten, ehe sie zusammenfiel.

Danach war auch der Berg verschwunden.

John ließ den Motor an. »Vergiß es«.

Nach einer Stunde Fahrt trafen sie zwei völlig erschöpfte Menschen.

Kenneth Hawk und Viola Wayne. Sie hockten gegen einen Felsen gelehnt am Boden und konnten einfach nicht mehr weitergehen. John und Bill luden sie in den Wagen.

»Was war das für eine Explosion?« fragte Kenneth Hawk etwas später. »War irgend etwas mit dem Berg?«

»Mit welchem Berg?« fragte John.

»Mit dem Berg der Geister.«

»Den gibt es nicht mehr. Den hat es auch nie gegeben. Nehmen Sie an, es war alles nur ein Traum.«

***

Der Bericht über diesen Fall umfaßte genau 103 Seiten.

John Sinclair hatte eine Woche dafür gebraucht. Dann war er von einigen Leuten gelesen worden und schließlich in den Panzerschränken von Scotland Yard gelandet.

»Dafür ist unsere Welt noch nicht reif genug«, hatte Superintendent Powell gemeint.

Und John hatte ihm recht gegeben. Er war noch nicht einmal dazu gekommen, sich auszuruhen, denn sein Chef hatte ihn schon wieder auf einen neuen rätselhaften Fall gehetzt.

ENDE